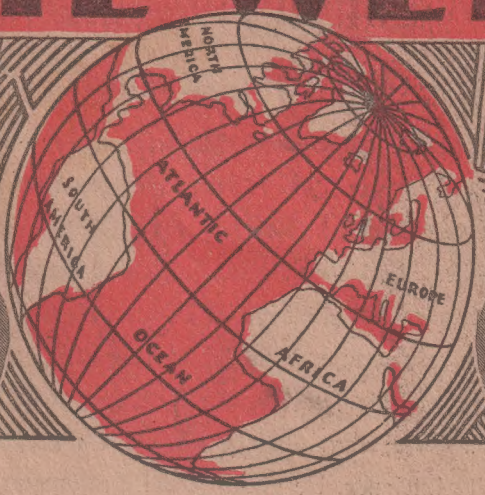
DIE WELT



Ein deutsches Magazin für deutsche Familien.

Vol. XXXI No. 3 Published Monthly

MARCH 1931

Abonnementspreis ..... 50 Cents per Jahr
SUBSCRIPTION ..... 50 CENTS PER YEAR

Diese Nummer enthält ein Monat Weltgeschichte, einen fortlaufenden Roman, kurze Erzählungen, illustrierte Artikel, Humoristisches, usw.

Druck und Verlag:
Publ. "DIE WELT", Winona, Minnesota.
Entered as second-class Matter at the Post-Office at Winona, Minnesota, under the Act of Congress, March 3rd, 1879.

1931

„Die Welt"

Unstreitig die gediegenste, reichhaltigste und billigste, in deutscher Sprache erscheinende Monatsschrift für jedes deutsche Heim.

Diese Nummer enthält außer vielen Illustrationen eine reiche Fülle der besten Unterhaltungslektüre, Humoristisches, Schnittmuster für Frauen und Kinder, sowie den äußerst spannenden Roman: **„Ueber ihre Kraft"** von dem beliebten Schriftsteller Fred. M. White. In diesem Roman spielt eine Hochstablerin von blendender Schönheit eine Hauptrolle. Es glückt ihr im Theater, die Bekanntschaft eines reichen adligen Lebemannes zu machen und sie spinnt ihre Netze, um ihn als Gatten zu erlangen, trotzdem sie weiß, daß er bereits anderweitig verlobt ist. Eine erregende Szene spielt sich im herzoglichen Schlosse ab, als ein großer Diamantendiebstahl entdeckt wird. Weiberintriguen, die glückliche Wiedererlangung des geraubten Diamantenschmuckes und glückliche Heirat nach vielen Leiden halten die Leser in fortwährender Spannung.

Wer **„Die Welt"** bisher noch nicht gehalten hat, sollte seine Bestellung **sofort** einsenden, denn für den geringen Betrag von 50 Cent per Jahrgang von 12 monatlichen Heften sollte niemand verfehlen **„Die Welt"** wenigstens auf ein Jahr zu bestellen.

Benutzen Sie nachstehenden Bestellzettel.

Die Welt.

Bestellzettel.

Die Welt
Winona, Minnesota.

Datum .....

Einliegend sende ich Ihnen 50c für ein Jahresabonnement Ihrer Monatsschrift „Die Welt". Zu adressieren an:

Name .....

Adresse .....

Post-Office ..... **Staat** .....

Die Welt.

Eine Monatsschrift für deutsche Familien

Entered as second-class matter at thePost-Office at Winona, Minn., under the Act of Congress, March 3rd, 1879.

Band XXXI No. 3. Winona, Minn., März 1931. Band XXXI, No. 3.

Ein Monat Weltgeschichte.

Ein schmurriger Winter, wird mancher sagen, wenn er den Februar betrachtet mit seinen warmen Tagen, die das Gefühl des kommenden Frühjahrs hervorrufen. Das reine Aprilwetter wird auch mancher sagen, denn in vielen Teilen des Landes waren Anfangs des Monats Schneefälle zu verzeichnen, jedoch meistens nur leichterer Art. In verschiednen Gegenden jedoch war der Niederschlag beträchtlich, wodurch dem ausgetrockneten Boden wieder neue Feuchtigkeit zugeführt wurde, und die Hoffnung der Bewohner auf einen besseren Ertrag ihrer Felder wieder stieg.

Im südlichen Illinois, wo die Lage infolge der langen Trockenheit schon ganz bedenklich war, stellten sich heftige Regengüsse ein.

Der Mangel an Wasser im südlichen Illinois, in Kentucky und Ohio hatte einen solch ernsten Umfang angenommen, daß es notwendig war, Wasser nach vielen Orten zu transportieren.

Wolkenbruchartige Niederschläge, die von einem heftigen Sturm begleitet waren, haben den Tod eines Einwohners von Wellton, Ariz., zur Folge gehabt und schweren Schaden in der Stadt angerichtet. Es hatte etwa eine Stunde geregnet, als eine große Flut sich durch einen Hohlweg mit lautem Getöse der Stadt näherte. Das Wasser drang in die Straßen ein, schwemmte mehrere Häuser fort, richtete an anderen großen Schaden an und beschädigte einen Bahndamm schwer. Automobile wurden vom Wasser erfaßt und fortgespült.

Die südlichen Counties im Staate Ohio, das hügelige Farmland und das verlassene Bergwerksgebiet, befinden sich in großer Not. Der Sektor enthält 25 Counties, die alle Hilfe benötigen, die der Staat geben kann, und sogar mehr als das. Was sie vor allem brauchen, kann weder der Staat noch irgendeine andere Behörde den Menschen geben. Es ist Regen, Regen und nochmals Regen.

Fast auf allen Straßen des Gebiets sieht man Wagen und Lastautomobile, die nichts als Wasser transportieren, das aus den wenigen noch nicht ausgetrockneten Quellen geholt wird. Manchmal müssen zu diesem Zweck sechs Meilen hin und sechs Meilen zurück gemacht werden.

* * *

Erdbeben und Feuer machten die neuseeländische Stadt Napier dem Erdboden gleich. Wenigstens tausend Personen haben den Tod gefunden und mehrere tausend sind verletzt worden.

Der Verlust an Menschenleben in Napier sowie Gisborne Mangaweka, Waipukurau, Hastings und anderen Städten ist wohl vor allem deswegen so groß, weil große Hotels und Hospitäler einstürzten.

Der Habichtbucht-Distrikt der Nordinsel des Dominions Neuseeland ist bisher immer als immun vor seismischen Störungen angesehen worden. Allerdings befinden sich achtzig Meilen westlich der Stadt die heißen Quellen am Taupo-See, und eine vulkanische Kette läuft von dem See und der Weißen Insel, die 30 Meilen von der Küste entfernt ist, etwa hundert Meilen lang nördlich von Napier entlang.

* * *

Die Vorlage zur Anweisung von $20,000,000 für die Unterstützung der infolge der Dürre des vorigen Jahres im Südwesten notleidenden Farmer ist im Kongreß angenommen und noch am selben Tage vom Präsidenten Hoover unterzeichnet worden.

Die Darlehensvorlage für die Veteranen des Weltkrieges wurde sowohl vom Hause wie vom Senat des Kongresses mit riesiger Mehrheit angenommen, trotzdem der Präsident und der

Schatzamtssekretär Mellon sich entschieden dagegen ausgesprochen hatten. Der Präsident erklärte sofort, daß er sein Veto über die Vorlage verhängen würde, aber der Kongreß ist ebensosicher, daß er die Vorlage auch über das Veto des Präsidenten durchbringen wird.

Es verlautet ferner, daß die Bill betreffend die geplante Beschränkung der Einwanderung bis auf zehn Prozent der zur Zeit gesetzlich zulässigen Zahl wider alles Erwarten doch noch gute Aussicht auf Annahme vor Schluß des Kongresses hat. Man setzte in weiten Kreisen voraus, daß die Menge der zu bewältigenden Arbeit den Kongreß nicht mehr dazu kommen lassen würde, sich mit der Bill zu beschäftigen. Aber die Leute, welche die Vereinigten Staaten gern ausschließlich für sich selbst und ihres gleichen behalten und den Zustrom anderer Nationalitäten, so bescheiden er auch heute ist, vollständig sperren wollen, haben so lange gebohrt, bis jetzt ihr Erfolg in den Bereich der Möglichkeit gerückt erscheint. Es ist zwar vorläufig noch nicht recht zu ersehen, wie der Kongreß die Zeit finden soll, über die Bill zu debattieren und abzustimmen, wenn man bedenkt, welche unglaubliche Arbeit er noch in den paar Tagen bis zum 4. März zu erledigen hat. Aber es besteht tatsächlich die Gefahr, daß die vielbeanstandete Bill doch noch kurz vor Toresschluß in einem Augenblick, da die meisten Mitglieder des Kongresses darauf nicht gefaßt sind zur Abstimmung gebracht und dann von einer Mehrheit, die womöglich gar keine echte Mehrheit ist, angenommen wird.

Die Bill wurde unter dem Vorgeben eingereicht, daß das verschärfte Einwanderungsverbot, mit dazu beitragen würde, der herrschenden Arbeitslosigkeit zu steuern. Seine Gültigkeitsdauer ist zunächst auf zwei Jahre bemessen. Aber wer die dunklen Kräfte kennt, die hinter der Bill stehen, der weiß, daß die jetzt schwebende Bill nur den ersten Schritt zu einer dauernden Beschränkung oder gar ein völliges Verbot der Einwanderung bedeutet. Das ist das Ziel der nativistischen Fremdenfeinde, das ihnen seit langen Jahren vor Augen schwebt und dem sie bei dieser günstigen Gelegenheit näher zu kommen hoffen.

* * *

Die von Washington eingelaufene Meldung, daß die in Nikaragua noch weilenden amerikanischen Marinetruppen von dort zurückberufen werden und bis zum Juni wenigstens zur Hälfte wieder hier sein sollen, bedeutet keine Aenderung unserer Politik gegenüber der Republik Nikaragua. Vor zwei Jahren betrug die Zahl noch rund 5,000, jetzt nur noch 1,000, und von diesen werden nur noch 500 bleiben, um die Nationalgarde einexerzieren zu helfen, die Präsident Moncada organisiert, um die Ruhe seines Landes gegen aufrührerische Elemente wirksam schützen zu können. Sobald das geschehen, wird auch der letzte amerikanische Marinesoldat in die Heimat zurückkehren.

Die Truppen wurden 1928 nachNikaragua geschickt, weil dort Unruhen herrschten, durch die Leben und Eigentum dort ansässiger Amerikaner gefährdet wurde, wie auch zum Schutze der Interessen europäischer Länder. Die Ver. Staaten hielten es für ihre Pflicht, die kleine Republik vor Anarchie und vor der Einmischung fremder Mächte zu bewahren.

Diese Gefahren sind nun geschwunden und deshalb können unsere Truppen zurückkehren. Und das ist gut. Nikaragua hatte sich bislang auf den Schutz der Ver. Staaten allzu sehr verlassen. Nun aber wurde es veranlaßt, eine eigene Armee auf die Beine zu bringen, welche die Sicherheit der Regierung gegen Angriffe von innen und außen gewährleistet. Es ist jetzt nur nötig, dafür zu sorgen, daß es auch nach der Zurückziehung der amerikanischen Truppen so bleibt.

* * *

Der deutsche Reichskanzler Dr. Heinrich Brüning sieht sich einer politischen und wirtschaftlichen Situation in Deutschland gegenüber, die, wenn auch der Winter beinahe überwunden ist, ihm und seinen Mitarbeitern im Kabinett Aufgaben zu lösen gibt, die wohl schwerer sind als sie je einer Regierung der deutschen Republik aufgetragen wurden. Er war sich dieser Tatsache auch offenbar bewußt, als er zum erstenmale seit etwa acht Wochen vor die Volksboten trat und von neuem über die Reform der deutschen Finanzpolitik sprach. Die ganze Welt kennt die ungeheueren Schwierigkeiten, mit denen die deutsche Regierung bereits seit Monaten und Jahren zu kämpfen hat, um einigermaßen Ordnung im Finanzwesen des Reiches zu halten, und sie bewundert im Stillen die Arbeit, mit deren Hilfe es bisher wenigstens gelungen ist, eine Katastrophe zu vermeiden.

Die Ablehnung der Mißtrauensanträge gegen das Kabinett und die Niederlage der nationalistischen Rechte haben zur Klärung der innerpolitischen Lage Deutschlands wesentlich beigetragen und die Regierung erheblich gestärkt. Der Regierungsblock hat trotz mancher Meinungsverschiedenheiten die Probe bestanden, und das Ergebnis der Abstimmungen hat gezeigt, daß die Sozialdemokraten dem Kabinett Gefolgschaft zu leisten entschlossen sind, allerdings nicht aus innerem Trieb, sondern weil sie in der gegenwärtigen Regierung das kleinere Uebel erblicken, das sie dem größeren einer Diktatur der Nationalsozialisten im Bunde mit den Deutschnationalen immer noch vorziehen.

Damit aber ist dem Minderheitskabinett Brüning die parlamentarische Rückendeckung gesichert, deren es in dem begonnenen Budgetkampf so notwendig bedarf. Der Kanzler hat seit der Vertagung im Dezember ungemein an Stärke gewonnen.

* * *

Die alten Römer haben zwar schon ein Sprichwort geprägt, das in der Uebersetzung etwa lau-

tet: „Es ist ein Trost für Unglückliche, Leidensgenossen zu haben," trotzdem aber wird den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Deutschland herzlich wenig damit gedient sein, wenn sie erfahren, daß auch in Frankreich, sogar in Frankreich die Arbeitslosigkeit in höherem Grade wächst, als dort amtlich zugestanden wird. Auf die Geheimniskrämerei, welcher sich die französische Regierung und Presse in dieser Hinsicht schuldig macht, weist in einer Sonderkorrespondenz aus Paris der als zuverlässig und wahrheitsliebend bekannte Manchester Guardian hin, indem er sich auf den Vertreter Frankreichs im Internationalen Arbeits-Büro in Genf, Herrn Piquenard, als seinen Kronzeugen beruft

Wenn man bedenkt, daß Picquenards Aeußerungen über die zunehmende französische Arbeitslosigkeit in einer Sitzung des Verwaltungsrats der obengenannten, dem Völkerbund angegliederten Körperschaft fielen, so muß man sich mit Recht darüber wundern, daß die französischen Zeitungen kein Sterbenswörtchen darüber verlauten lassen. Die von ihnen befolgte, einer Verschwörung gleichkommende Politik des Totschweigens einer unliebsamen Tatsache muß unbedingt auf einen Wink der französischen Regierung zurückgeführt werden, ide am liebsten der Welt, solange es geht, Sand ins Auge streuen möchte.

* * *

Während die Polizei von Wien einen Anschlag auf das Leben König Zogs von Albanien untersucht, wurden die Sicherheitsmaßnahmen für den Monarchen verschärft.

Zwei Männer schossen zwölf Kugeln auf den König ab, als dieser eine Opernvorstellung in Wien, wo er sich in der Behandlung von Aerzten befindet, verließ. Eine der Kugeln tötete einen Adjutanten des Königs, während ein weiteres Mitglied der Begleitung durch einen Schuß verwundet wurde. Die beiden Attentäter konnten verhaftet werden und wurden von der Menge arg zugerichtet. Sie gaben bei den angestellten Verhören an, daß sie die Tat aus politischen Motiven begangen haben. Es wurde bekannt, daß sich die Bergbewohner Albaniens seit längerer Zeit dem König widersetzt haben, und daß wiederholt Versuche unternommen wurden, den König zu ermorden. Da der Monarch befürchtet, daß man einen Versuch unternehmen wird, ihn zu vergiften, bereitet seine Mutter eigenhändig alle Mahlzeiten für deh König vor.

* * *

In schweren Geburtswehen liegt Spanien. Nicht seit heute und gestern, nein seit Jahren. Es gärt und brandet, es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt. Putsche und Erhebungen, Studentenkrawalle und Streiks großen Stils. Durchweg Symptome tiefer, innerer Erregung der Volksseele, die sich neu zu gebären versucht und doch die innere Stärke und Kraft dazu noch nicht gefunden zu haben scheint. Ein neues Spanien des Liberalismus, der Toleranz und der Aufklärung ringt nach Leben und Luft, und kann sich gegen die alten Gewalten des Gottesgnadentum, gestützt auf eine allmächtige Militärklique, nicht durchsetzen.

Dieser Kampf der beiden Seelen, die in der spanischen Brust wohnen, spiegelt sich so recht in den Ereignissen der letzten Woche wider. Chaos war mit dem Rücktritt Damaso Berenguers, des Erben der Diktatur De Riveras, am Manzanares eingezogen, wilde Gerüchte von bevorstehender Königsflucht, Revolution und Aufruhr durcheilten die Welt, besonders nachdem der Schachzug Alfons', des gerissensten politischen Schachspielers unter den gekrönten Häuptern Europas, durch die Heranziehung Guerras zur Regierung die Opposition sich dienstbar zu machen, versagt hatte. „Alles ist nun möglich!" meldete der Telegraph. Weittragende Geschütze auf die Hauptstadt gerichtet, Maschinengewehre an strategischen Stellen aufgepflanzt, die Soldaten in den Kasernen zum Einschreiten bereit.

Und am anderen Morgen! Der kreißende Berg hatte ein Mäuslein geboren. Nach beinahe einer Woche des Hangens und Bangens ein neues Kabinett, mit einem Admiral als Premier, Damaso Berenguer an der Spitze des Kriegsdepartements. Das Kabinett Aznar, eines an sich unbedeutenden, glücklicherweise parteilosen Militärs.. Im übrigen Elemente der Monarchisten, der Konservativen, der Liberalen, ja sogar der Katalonier.

Die „Schaffung gesetzlicher und politischer Stabilität" ist von dem neuen Premier als Losung ausgegeben worden. Was das Schlagwort zu bedeuten hat, muß die Zukunft lehren. Madrid und Spanien haben soweit die neue Regierung schweigend hingenommen.

Und doch wird auch dieses Kabinett Aznar sich als Augenblickserscheinung erweisen. Die Geburtswehen des Landes gehen weiter, werden wachsen, bis die ersehnte Freiheit auch tatsächlich errungen und das Gottesgnadentum, wenn nicht vollständig beseitigt, wengstens in seine legitimen Grenzen zurückgewiesen ist.

* * *

Die persönlichen Besprechungen, die zwischen Mahatma Gandhi und dem britischen Vizekönig Lord Irwin ihren Anfang genommen haben, lassen von neuem die Hoffnung aufkommen, daß in bezug auf zukünftige Regelung der politischen Verhältnisse in Indien es doch noch zu einer friedlichen Verständigung kommen mag. In London wird man erleichtert aufgeatmet haben, als der indische Führer, auf dessen Stimme Millionen seiner Landsleute hören, sich bereit erklärte, die Verhandlungen mit dem Vizekönig aufzunehmen, denn nur durch seine aktive Mitarbeit läßt sich allem Anscheine nach eine Ueberwindung der herrschenden tiefen Gegensätze erwarten.

Die Rundtischkonferenz in London hat zwar eine Basis gefunden, auf der sich eine Lösung der britisch-indischen Differenzen finden lassen mag, aber sie blieb doch so gut wie wirkungslos, so lange Gandhi und seine Anhänger ihr die Anerkennung verweigerten. Auf der Konferenz selbst waren sie bekanntlich nicht vertreten, so daß sie in keiner Weise durch die getroffenen Vereinbarungen gebunden waren. Nach der Befreiung Gandhis hatten viele sogar erwartet, daß er die Arbeit der Konferenz in London ignorieren würde, da er für eine ungestörte Fortsetzung des passiven Widerstandes, Boykotts und der gesetzlich verbotenen Salzbereitung eintrat. Nun scheint er doch zu einem Entgegenkommen bereit zu sein.

Damit ist die Wiederherstellung friedlicher Zustände in Indien der Verwirklichung um einen bedeutenden Schritt nähergerückt.

* * *

Der neue Plan der Sowjetregierung, nun auch alle Frauen und Mädchen des Landes in die Fabriken zu kommandieren, darf wohl als ein weiterer Beweis dafür gelten, daß es tatsächlich die Absicht des Diktators ist, die Welt mit billigen Produkten zu überschwemmen, um die Industrien der nicht-kommunistischen Länder zu ruinieren, während das Gold der ganzen Welt nach Moskau zusammenströmt. Die Waren können zu jedem Preis verkauft werden, denn Rohmaterial und Herstellung kosten so gut wie nichts, da Land und Leute der Regierung zur unbeschränkten Verfügung stehen.

Die Männer Rußlands stehen schon längst als Zwangsarbeiter im Dienste der Sowjets; sie müssen tun, wozu sie angewiesen werden und erhalten dafür miserable Löhnung. Wer sich dagegen auflehnt, wird in eines der großen Gefangenenlager abgeschoben oder kurzweg erschossen. Und dasselbe Schicksal steht nun der russischen Frauenwelt bevor. Arbeiten, wozu sie angewiesen werden, — oder Gefangenenlager oder Tod wegen „Verrates am 5-Jahres-Plan".

Dieser neueste Gewaltplan Stalins dürfte der Annahme der unserem Kongreß vorliegenden Gesetzvorlagen betr. Verbot der Einfuhr aller Produkte ausländischer Zwangsarbeit förderlich sein. Repräsentant Williamsen erklärte: „Durchweg alle Exportartikel der Sowjets sind Produkte solcher Zwangsarbeit. Hunderttausende von politischen Gefangenen und anderen Sträflingen arbeiten wie Sklaven in Minen, Wäldern, Feldern und Fabriken. Millionen anderer Arbeiter werden zur Arbeit kommndiert zu Hungerlöhnen. Die Bahnen befördern die Waren so gut wie umsonst und die Schiffe der Sowjets bringen sie zu Minimalkosten übers Meer, wo sie bestimmt sind, die Produkte freier und angemessen bezahlter Arbeit zu verdrängen, um ein Weltproletariat zu schaffen, das sich, wie sie hoffen, aus Verzweiflung den Lehren der Kommunisten in die Arme werfen wird. Welches Glück das ihnen bringen würde, zeigen die Zustände in Rußland. Sie sind der menschlichen Kultur unwürdig, und die ganze übrige Welt sollte sich ihrer erwehren. Vorerst gilt es, die amerikanische Arbeit zu schützen gegen den Mitbewerb der russischen Sklavenarbeit, die als ein Schlag ins Gesicht unserer heutigen Kultur gelten muß, — als ein Hohn auf das Wort „Freiheit". Im Grunde erscheint es unbegreiflich, daß ein Volk sich so etwas gefallen läßt. Allerdings würde es außerhalb Rußlands auch wohl kaum möglich sein.

* * *

Sozialwissenschaftliche Autoritäten sind zu der Ansicht gelangt, daß China an einem bedeutungsvollen Wendepunkt seiner Jahrtausende alten Geschichte angelangt sei. Es befinden sich dort die der Regierung zur Verfügung stehenden Streitkräfte in einem Kampfe gegen die kommunistischen Horden, die sich seit Beginn des Bürgerkrieges im letzten Jahre zusammengerottet haben und das Land durchziehen. In mehreren Provinzen herrscht Hungersnot. Viele Unzufriedene schlossen sich den Banditenscharen oder den Kommunisten an. Die von Moskau aus geleitete „rote Organisation" hat mithin festen Fuß gefaßt, so daß es schwer werden dürfte, sie zu unterdrücken.

Prof. Paul Monroe von der Columbia-Universität in New York meldete in einer Depesche aus Shanghai: „Wenn nicht bald etwas Energisches dagegen geschieht, wird China eine rasch wachsende Menge kommunistischer Aufstände erleben.... Was allein dem vorbeugen könnte, wäre eine starke Zentralregierung mit einem konstruktiven Programm, und eine solche Regierung ist unmöglich, so lange nicht die bewaffneten Horden, die auf eigene Faust vorgehen, demobilisiert werden."

Und das wird so leicht nicht sein, denn diese bewaffneten Banden werden sich weigern, die Waffen niederzulegen, so lange ihnen nicht lohnende Beschäftigung zugesichert wird. Und ihre zwangsweise Entwaffung würde lediglich eine entsprechende Verstärkung der Kommunistenverbände zur Folge haben.

Prof. Monroe schlägt vor, die deutschen Reparationen und die Schuldenzahlungen der Alliierten in eine amerikanische Anleihe für China umzuwandeln. Aber es liegt doch wohl kein Grund vor, warum die schwierige Kriegsschuldenfrage mit der ebenso schwierigen China-Frage verquickt werden sollte. Es würde näher liegen, zur Rettung Chinas eine internationale Anleihe durch die dort interessierten Handelsmächte in die Wege zu leiten. Etwas sollte geschehen, denn wenn es der chinesischen Regierung nicht gelingt, die kommunistische Bewegung zu unterdrücken, würden die Folgen sich in erster Linie für die internationale Handelswelt verhängnisvoll gestalten. Und Rußland würde triumphieren.

Ueber ihre Kraft

Roman von Fred M. White.

Im Theater einer Großstadt betrachten zwei Herren im Parkett eine Dame von auffallender Schönheit in einer Loge. Der eine erkundigte sich bei seinem Freunde nach dem Namen und Verhältnissen der Dame, doch dieser weiß nur, daß sie Frau Eleonore Marsch heißt, sehr reich sein soll und von Herzogin von Daventry in die Gesellschaft eingeführt wurde. Er riet ihm sich an Philipp Hardy zu wenden, der mit seiner Braut Lina Grey ebenfalls im Theater sei.

Nach Schluß der Vorstellung traf Frau Marsch mit Philipp Hardy wie zufällig zusammen und erinnerte ihn an eine Einladung, die sie ihm hatte zukommen lassen und er versprach bestimmt zu erscheinen.

Als die Gesellschaft vergnügt beim Souper saß, ließ sich noch ein Gast melden, ein gewisser Monkwell, der Frau Marsch in dringender Geschäftsangelegenheit zu sprechen wünschte. Als der letzte Gast gegangen war, wandte sich Frau Marsch wütend an Monkwell, dem sie Vorwürfe machte, daß er sich in die Gesellschaft eingedrängt hätte, er gab ihr ruhig zu verstehen, daß auch sie nicht in die Gesellschaft gehöre. Er erzählte ihr ihren Lebenslauf aufs genaueste und ermahnt dabei, daß sie in seinem Geschäfte war und nach ihrem Fortgange Juwelen im Werte von tausend Pfund verschwunden gewesen seien, man ihr aber nichts habe nachweisen können, und nun habe der Zufall ihn in einer geschäftlichen Angelegenheit zu ihr geführt.

Er erklärte ihr, daß sie die Juwelen gestohlen habe und wenn sie nicht innerhalb drei Tagen tausend Pfund Sterling zahle, er sie verhaften lassen würde. Sie versprach Zahlung.

Frau Marsch sah zufällig Jasper Claven, einen verkommenen Edelmann, der soeben aus dem Auslande zurückgekehrt war, und den sie zu ihrem Genossen machte, um ihr zu helfen, die Gattin Hardy's zu werden.

Bei einem Feste im Schlosse der Herzogin treffen sich Frau Marsch und Claven, der vor Jahren einmal der Verlobte Lina Grey's, der jetzigen Braut Hardy's, gewesen war und der noch Liebesbriefe von ihr besaß.

Der Plan der Frau Marsch war Lina Grey durch Claven in Unannehmlichkeiten zu verwickeln, was ihr auch vollständig gelang, indem sie mit Hilfe Clavens eine Wahrsagerin, „Finetta Dart", die für das Fest zur Unterhaltung der Gäste engagiert war, zu beseitigen beschloß, um deren Posten für kurze Zeit einzunehmen.

Bei der Ankunft der Dart näherte Claven sich ihr und fragte, ob er das Vergnügen habe, mit Fräulein Finetta Dart zu sprechen. — Als sie dies mit „Ja" beantwortete, wurde Sie plötzlich von hinten von Frau Marsch angegriffen und in kurzer Zeit chloroformiert und von den beiden Verschwören in ein Gartenhaus getragen, worauf Frau Marsch sich wieder unter die Gäste mischte und Philipp Hardy daran erinnerte, nicht zu versäumen, sich wahrsagen zu lassen.

Frau Marsch nahm die Stelle der Wahrsagerin ein und machte Hardy darauf aufmerksam, wo er seine Braut treffen könnte, die er dann später in anscheinend kompromittierender Weise mit Claven überraschte, was die Lösung der Verlobung zur Folge hatte. Noch am selben Abend verlobte Hardy sich mit Frau Marsch. Beim Essen erhielt Frau Marsch die Nachricht, daß zwei Männer sie sprechen möchten. Dies waren Beamte, die sie verhaften wollten, aber es gelang ihr, Hardy's Familienschmuck zu entwenden, den sie den Verfolgern als Pfand übergab und sich dadurch rettete. Als Sie ins Schloß zurückkehrte, fand sie dort Finetta Dart, die Wahrsagerin vor, die von einem Förster aufgefunden worden war. Rasch versammelten sich die Gäste in der Halle und Lady Ventmor bat Hardy, der Gesellschaft doch seinen Familienschmuck zu zeigen, wogegen Frau Marsch aber protestierte, daß sie ihn zuerst sehen möchte, da sie doch die Eigentümerin werden sollte.

Jetzt lesen Sie weiter.

„Diese Schwierigkeit läßt sich leicht beheben," sagte Hardy schnell. „Ich hole den Schmuck und gebe ihn meiner Braut, die die Etuis selbst öffnen soll. Komm mit, Eleonore, dagegen wirst du doch nichts einzuwenden haben."

Ehe die völlig Verwirrte noch ein Wort hervorbringen konnte, erschien die Herzogin in höchster Aufregung in der Eingangshalle. Sie unterhielt sich mit einem Herrn, dem man den ärztlichen Beruf ansah.

„Eine höchst fatale Sache," rief die Herzogin aus. „Es ist doch kaum zu glauben, daß das arme Wesen nicht einmal von unserer Privatstation ins Schloß kommen soll, ohne in so gräßlicher Weise angefallen zu werden. Ich bin recht froh, daß sie keine schwere Verletzung konstatieren konnten und sich die Patientin bedeutend besser befindet."

„Was ist denn eigentlich geschehen?" fragte Eleonore eifrig. Hier bot sich doch die beste Gelegenheit, die Unterhaltung auf ein anderes Thema abzulenken, und überhaupt zu verhindern, daß der Abgang des Colliers entdeckt wurde. War sie erst einmal mit Hardy allein, so fürchtete sie keinerlei Schwierigkeiten mehr.

„Es handelt sich um jemanden von den Leuten, die ich zur Unterhaltung unserer Gäste kommen ließ, eine Gedankenleserin. Sie erzählte mir, sie sei auf dem Wege zum Schlosse hinterrücks gepackt und durch ein starkes Betäubungsmittel bewußtlos gemacht worden. Dann habe man sie wie ein Stück Holz in eine Ecke geworfen und sich selbst überlassen. Es war ein glücklicher Zufall für sie, von einem Forstgehilfen aufgefunden und hierher gebracht zu werden. Sie war so schwach, daß er sie nicht einmal sofort ins Schloß führen konnte; sie mußte zuerst in einem Gartenhause Zuflucht suchen und er holte ihr inzwischen etwas Brandy."

„Wie heißt die Frau?" fragte Hardy.

„Ach, ich habe Ihnen das nicht gesagt?" meinte die Herzogin ganz erstaunt. „Es war ja Finetta Dart selbst, Sie wissen vielleicht, daß sie es vorzieht, immer auf recht geheimnisvolle Weise zu kommen und fortzugehen. Aus dem Grunde lehnte sie auch mein Anerbieten ab, sie im Wagen von der Station abholen zu lassen."

Hardy sah die Gastgeberin etwas erstaunt an.

„Das ist aber ganz unbegreiflich. Ich habe natürlich auch von Finetta Dart gehört, muß aber einräumen, ihr und ihresgleichen recht skeptisch gegenüberzustehen. Es hat mich immer sehr gewundert, wie Gebildete sich dazu hergeben können, dergleichen Dinge zu unterstützen."

„Sie haben sie ja aber doch selbst aufgesucht, mein lieber Philipp," wandte die Herzogin ein.

„Ja, das tat ich," gestand er. „Frau March überredete mich dazu und ich ging hin, allerdings wider Willen. Es ist natürlich alles der größte Unsinn, aber darum handelt es sich jetzt nicht. Ich hatte eine lange Besprechung mit der Frau und muß zugeben, von ihr gewisse Mitteilungen erhalten zu haben, die mich äußerst überrascht

hätten, wäre ich nicht auf die Schliche solcher Personen gefaßt gewesen. Ich schweife indes abermals von dem Kern der Sache ab. Wenn ich mit Finetta Dart sprach, und das ist unstreitig der Fall gewesen, wie war es dann möglich, daß sie angefallen wurde und bewußtlos liegen blieb und doch zur gleichen Zeit ihre sogenannten wunderbaren Kräfte vor ihren Besuchern entfalten konnte? Können Sie sich das erklären, Frau Herzogin?"

„Ich habe sie auch gesprochen," sagte Lady Ventmor. „Ich bin ebenfalls sicher, daß es Finetta Dart gewesen ist, weil ich sie schon einige Male in London gesehen habe. Verlassen Sie sich darauf, da stimmt etwas nicht, und man sollte eine Untersuchung einleiten."

Eleonore March stand lächelnd daneben, als ob sie die Sache kaum interessiere.

Dabei erwog sie die Möglichkeit einer Entdeckung, wenn man der Sache wirklich auf den Grund ging.

„Darf ich Ihnen meine Meinung sagen?" fragte sie. „Vielleicht trägt sie zur Lösung des Rätsels bei. Ich glaube, man muß Leute, wie Finetta Dart für etwas abenteuerlich halten. Wäre es nicht möglich, daß die Frau die ganze Geschichte nur zu dem Zwecke ersonnen hat, um ein rundes Sümmchen herauszuschlagen? In der Voraussetzung, wie überaus großmütig und gütig die Frau Herzogin ist, und wie sie jeden Skandal scheut, den eine gewisse Klasse englischer Zeitungen auszubeuten pflegt, hat Finetta Dart wohl erwartet, daß ein anständiger Scheck ihr den Mund verschließen soll. Ich möchte nicht unbarmherzig gegen die vielleicht verletzte Frau erscheinen, meine aber, eine solche Erklärung dürfte doch das Richtige treffen."

„Vorzüglich," rief Hardy. „Ich glaube bestimmt, meine Braut hat Recht. Wenn ich nur wenige Worte mit dieser Finetta Dart wechseln kann, würde ich sofort wissen, ob ihre Erzählung wahr ist oder nicht."

„Die Gelegenheit werden Sie bald haben können," sagte die Herzogin. „Ich muß allerdings einräumen, daß Finetta Dart keinerlei Anspielung auf irgendwelche Entschädigung gemacht hat, die sie für den Ueberfall erwartet. Im Gegenteil, sie war der Ansicht, das Honorar, das ich ihr gab, nicht verdient zu haben, und hat sich bereit erklärt, ihre Kunst zu produzieren, wenn wir sie darum angehen."

„Was, das will sie hier und jetzt tun?" fragte Lady Ventmor sehr erstaunt. „Ohne ihre Maske und ohne das dunkle Zimmer? Kommen Sie doch alle und lassen Sie uns anfangen. Ich habe dafür ungemein viel übrig."

17. Kapitel.

Die kleine Gruppe von Gästen, die sich inzwischen wesentlich vermehrt hatte, folgte der Führung von Lady Ventmor.

Für den Augenblick war Eleonore March mit dem Verlauf der Dinge ganz zufrieden. Lady Ventmor hatte offenbar die Juwelen vollständig vergessen, und es stand zu ermuten, daß sie heute abend auch nicht darauf zurückkommen würde. Es bot sich Eleonore die Aussicht, die Etuis unter den Zeitungen wieder herauszunehmen und in Hardys Zimmer zu bringen, doch wagte sie das jetzt noch nicht.

Zunächst mußte sie Jasper Claven auf einige Minuten sprechen; er schien jedoch verschwunden zu sein. Es war ihr unmöglich, mit ihm jetzt vor den Augen Hardys eine Unterredung zu pflegen, nachdem Hardy einmal Claven erkannt hatte; sie mußte in ihrem Verlobten unbedingt die Auffassung aufrecht erhalten, daß Claven ihr völlig unbekannt sei. Sie wunderte sich eigentlich darüber, daß Hardy, schon wegen der Rolle, die Claven in dem Mißverständnis zwischen Lina Grey und ihm selbst gespielt hatte, Jasper nicht längst preisgegeben und auf seine Entfernung aus dem Schlosse bestanden hatte. Ohne Zweifel hatte sich Hardy zu einer diplomatischen Behandlung der Frage entschlossen und die Mitteilung an den Herzog bis auf morgen früh verschoben, um Claven ohne jedes weitere Aufsehen, hinauszusetzen, das die Herzogin ja so sehr scheute. Hierüber sich Gewißheit zu verschaffen, war für Eleonore allerdings ausgeschlossen, denn es wäre ja der reine Wahnsinn gewesen, Clavens Namen Hardy gegenüber auch nur zu erwähnen.

Aber sprechen mußte sie Claven doch um jeden Preis. Sie traute sich schon die Fähigkeit zu, den Schmuck sicher in Hardys Zimmer zurückzutragen, allerdings über die Tatsache, daß der Inhalt eines Etuis fehlte, war nicht so leicht hinwegzukommen. Die eigentliche Gefahr bestand in dem Verhalten Hardys, nach dem sich alle Gäste zur Ruhe begeben hatten. Würde er an den Schmuck gar nicht mehr denken, oder würde er aus Sentimentalität die kleine Reisetasche öffnen, um sich das Geschmeide anzusehen, das seine Zukünftige tragen sollte? Es hatte keinen Zweck, darüber nachzugrübeln, weil sich doch Bestimmtes nicht voraussagen ließ. Ihre Hauptaufgabe war zunächst, Claven aufzusuchen, um ihm zu sagen, daß seine Dienste jeden Augenblick in Anspruch genommen werden könnten. Eleonore begab sich schnell in ihr Zimmer und schellte nach ihrem Mädchen.

„Ich weiß, daß ich Ihnen vertrauen kann, Anna. Kennen Sie Herrn Jasper Claven?"

„Nein." „Nun die Dienerschaft im Schlosse wird Ihnen beistehen. Sagen Sie ihm, ich möchte ihn einen Augenblick im Garten sprechen, und lassen Sie es mich dann sofort wissen. Ehe Sie gehen, holen Sie mir noch eine Flasche Riechsalz, aber sehr stark, ich fühle mich recht angegriffen. Mehr brauche ich dann nicht."

Das Mädchen verschwand diensteifrig.

Eleonore kehrte zu den übrigen Gästen zurück. In einem kleinen Salon hatte sich eine Anzahl Personen zusammengefunden, um mit auf-

merksamen Blicken eine große, schlanke, dunkeläugige Frau zu beobachten, die eine Reihe von Fragen beantwortete, welche mehr oder weniger mit Gedankenlesen in Beziehung standen.

Eleonore lehnte sich an die Portiere zum Eingang und sah dem Treiben gespannt zu.

Es kam ihr vor, als ob die durchdringenden dunklen Augen von Finetta Dart sich auf sie mit einem Blick richteten, aus dem Wiedererkennen und Bosheit zugleich sprachen.

„Was ist das doch für ein merkwürdiges fesselndes Geschöpf," sagte Lina Grey halblaut.

Sie befand sich innerhalb des Salons dicht neben dem Eingang und hatte nicht gedacht, daß ihre Worte gerade von Philipp Hardy gehört werden könnten. Er wandte sich lächelnd zu ihr, schien sich nun erst klar zu werden, was er tat, und machte einen Schritt rückwärts. Ein plötzliches Verlangen ergriff Lina: sie streckte ihre Hand aus und hielt ihn dadurch zurück.

„Nehmen Sie an dergleichen Dingen großes Interesse?" fragte sie leise. „Ich meine, es steckt stets etwas Betrug dahinter. Wahrscheinlich dauert das hier noch einige Stunden; ich mache mir nichts daraus. — Wenn nun auch alles zwischen uns vorbei ist, und nur der Himmel weiß, wann wir uns einmal wiedersehen, so möchte ich doch auf jeden Fall, daß wir als Freunde voneinander scheiden."

„Kommen Sie auf ein paar Minuten auf die Terrasse mit hinaus," schlug Hardy vor. „Ich verstehe, daß Sie mir etwas sagen möchten."

Eleonore hatte diese Unterredung mit angehört und versteckte sich hinter der Portiere, um die beiden vorübergehen zu lassen. Sie war ungemein froh, Hardy für die nächste halbe Stunde außerhalb des Schlosses zu wissen.

Er hatte sie allem Anschein nach jetzt vergessen und fand ein größeres Interesse daran, Linas süßes, trauriges Gesichtchen zu betrachten. Ein Gefühl tiefen Mitleids hatte sich seiner bemächtigt und auch die Empfindung, dem Mädchen Unrecht getan zu haben. Dann stiegen auch leise Zweifel in ihm auf, ob er Lina nicht doch noch liebe. Eleonore March blendete, fesselte, verwirrte ihn, aber die zärtliche Zuneigung würde er für Eleonore nie so empfinden, wie er sie für Lina Grey gehegt hatte.

„Ich bedauere das Vorgefallene," sagte Hardy. „Es ist nun aber einmal geschehen und läßt sich nicht mehr ändern. Schließlich werden Sie aber doch glücklicher sein, Lina, als Sie je an der Seite eines Mannes hätten werden können, der so voller Pläne und Ehrgeiz steckt wie ich."

„Das glaube ich nicht," meinte Lina mit trauriger Miene. „Ich hoffe nur, daß es Frau March besser glückt, wo ich vielleicht versagt haben würde. Daß ich von all' diesem Blendwerk, von dem frivolen und gar zu modernen Treiben fortkomme, tut mir nicht leid. Ehe ich wieder auf eine Szene wie heute abend schauen werde, dürfte eine lange Zeit vergehen."

„Was beabsichtigen Sie zu tun?"

„Ich werde das Anerbieten meines Onkels annehmen. Sie wissen, daß ich kein großes Vermögen besitze und mir in irgend einer Form gern etwas verdienen möchte. Onkel Gregory schlägt mir vor, zu ihm zu kommen, seinem Haushalt vorzustehen und vor allem ihn zu pflegen; er will mir dagegen nach seinem Tode seinen ganzen Besitz überlassen. Dieses Versprechen lockt mich nicht gerade, denn ich mache mir nichts aus Reichtum. Aber das ruhige Landleben und die Gelegenheit, meine Stunden wieder aufzunehmen, machen mir Freude."

„Sir Gregory ist aber ein so scheußlicher alter Griesgram," entgegnete Hardy. „Er wird alle Lebenslust und Willenskraft in Ihnen ertöten und Sie vor der Zeit alt machen. Ich weiß, er behauptet, schwer leidend zu sein — er kann aber noch manches Jahr leben."

„Was macht mir das?" fragte Lina resigniert. „Ich habe Ihre Liebe verloren, weil Sie zu den Männern gehören, die nicht verzeihen. Ich verstehe nicht, weshalb mancher Mann so hart und streng sein kann, und weshalb Sie es auch sind, und ich weiß, wenn ich mich hier zu Ihren Füßen erniedrigen würde, ich zu meinem Schmerz nur noch Demütigung hinzufügte."

Hardy schwieg. Er hatte sich stets seines gerechten, überlegten Urteils gerühmt und andere gerügt, die seinen hohen Standpunkt nicht einnahmen. Vielleicht wäre er glücklicher gewesen, wenn er mehr menschliches Gefühl und größere Duldung gegenüber den Schwächen anderer besessen hätte.

„Ich begreife vollkommen," fuhr Lina fort. „Es ist genau so, wie ich es schildere. Ich gebe Ihnen Gelegenheit, mir einige Worte zu sagen, aber Sie bleiben ungerührt und schweigen stolz. Wissen Sie wohl, was ich tun möchte, wenn ich könnte?"

„Gewiß etwas Schreckliches."

„Nun wohl. Ich würde versuchen, Ihnen Unheil und Demütigung zuzufügen, jedenfalls zunächst Ihre Karriere vernichten und Sie zum Gegenstand des Mitleids und der Verachtung machen. Dann würden Sie erst das Gefühl der Menschen verstehen, die gewissen Versuchungen erlegen sind, und dann würden Sie selbst viel liebenswerter und anziehender geworden sein.. Aber ich rede ja den größten Unsinn. Ich sehe, wie Sie mich auslachen."

„Es klingt etwas sonderbar. Ueberdies, welches Unglück könnte mich wohl treffen? So lange meine Ehre unangetastet bleibt, sorge ich mich um nichts. Ich bin gesund, habe reichlich Geld und die ganze Welt steht mir offen."

„Ich besitze dagegen nichts und hänge für meinen Unterhalt von den Launen eines selbstsüchtigen alten Mannes ab, der mir die besten Jahre meines Lebens rauben mag, um mich dann unter nichtigem Vorwand vielleicht beiseite zu schieben. Es besteht also zwischen Ihrem und meinem

Schicksal ein großer Unterschied, aber man kann nie wissen, was die Zukunft bringt. Vielleicht kommt doch noch einmal der Tag, wo ich Ihnen von Nutzen sein kann und Sie einer Freundeshand bedürfen."

„Wenn das je der Fall wäre, so weiß ich, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Im Innersten meines Herzens hege ich den Wunsch, so gut und verzeihend sein zu können, wie Sie es sind — indes — Sie haben mich getäuscht, und das kann ich nicht vergessen. Wären wir zusammen, so müßte ich Tag und Nacht daran denken. Das Bewußtsein, die Kenntnis von dem Betruge würden Ihnen und mir das Leben verbittern. Es ist zwecklos, darüber noch weiter zu reden. Da Sie einmal entschlossen sind, Ihr Leben Sir Georgy zu widmen, so nützt es wohl nichts, Ihnen davon abzuraten."

„Das wäre auch zwecklos. Ich bin fest entschlossen. Obgleich wir uns nun trennen, werde ich Ihre Laufbahn doch mit unausgesetztem Interesse verfolgen. Selbst auf die Gefahr hin, noch einmal ausgelacht zu werden, bin ich doch fest davon überzeugt, daß Sie eines Tages meine Freundschaft nötig haben werden. Ich sehe das alles so klar und deutlich vor mir, als hätte ich es im Traum erlebt."

Lina sprach mit so nachdrücklichem Gefühl, daß ihre Worte auf Hardy nicht ohne Wirkung blieben.

Er wandte sich ab und machte einige Schritte auf das Schloß zu.

Beiden war es, als ob ihre Unterredung nun einen natürlichen, logischen Abschluß gefunden hätte.

„Reichen wir uns die Hände," sagte Lina. „Ich werde mich glücklich fühlen, wenn wir uns auf freundschaftliche Weise trennen. Auch war es mir lieb, daß wir uns noch gesprochen haben; ich werde mich gern daran erinnern."

Philipp Hardy ergriff die kleine zitternde Hand.

„Leben Sie wohl! Gott möge stets mit Ihnen sein, Lina. Mehr kann ich nicht sagen."

18. Kapitel.

Sie kehrten schweigend ins Schloß zurück, wo die Vorstellung von Finetta Dart noch andauerte.

Es mußte sich während der letzten Viertelstunde indes etwas Besonderes ereignet haben, denn die Zuschauer befanden sich in einer ungewöhnlichen Aufregung, man stand auf der Folter der Erwartung.

Am äußersten Ende des Saales befand sich Finetta Dart. Die große, schmächtige Gestalt bebte vor Wut, ihre Augen sprühten wie elektrische Funken.

Soweit Hardy erkennen konnte, richteten sich ihre Blicke gerade auf Eleonore March. Diese lächelte mit verächtlicher Miene, als ob sie sich ganz besonders amüsiere.

„Ich bedaure," sagte Eleonore March, „ich muß es jedoch entschieden ablehnen, das zu glauben. So geschickt und klug Finetta Dart auch ohne Zweifel ist, so tüchtig ist sie doch nicht, um zu gleicher Zeit auf zwei Stellen sein zu können. In demselben Augenblick, wo sie sich einredet, bewußtlos in einem Graben gelegen zu haben, hatte ich das Vergnügen, mit ihr in einem Pavillon im Parke zu sprechen. Natürlich mag die sensationelle Geschichte nur das Vorspiel zu einem glänzenden Akte vom Gedankenlesen bilden oder, was noch wahrscheinlicher ist, es handelt sich um das Erzeugnis einer zügellosen Phantasie."

„Ich sage Ihnen aber, es ist wahr," beharrte die Dunkeläugige mit Nachdruck. „Sie scheinen meine Kraft zu bezweifeln, wir wollen sie deshalb auf die Probe stellen.

Ich habe eben erklärt, daß ich von hinten angefallen wurde und somit den Angreifer nicht sehen konnte, und daß ich dann betäubt und in einen Graben geworfen wurde. Möchten Sie nun, daß ich in die Zukunft und darüber hinaus zu schauen suche und Ihnen sage, wer meine Angreifer waren?"

„Sicherlich. Das klingt ja alles so unbestimmt und unverständlich und macht nicht den leisesten Eindruck auf mich," entgegnete Eleonore. „Ich möchte natürlich gern erfahren, wem Sie Ihr Mißgeschick zur Last legen."

Finetta Dart bedeckte die Augen mit ihrer Hand und schien in tiefes Nachdenken zu versinken, dann zog sie ein Tuch aus der Tasche und verband sich die Augen damit.

Mit gellender Stimme rief sie dann:

„Ich kann jetzt sehen — es sind ihrer zwei, ein Herr in Abendtoilette — ein großer Mann mit dunklen und verlebten Zügen. Neben ihm steht eine Frau, die ebenfalls Gesellschaftstoilette trägt. Sie ist groß und sehr schön, obgleich ihre Schönheit mehr in stattlicher als in zarter Erscheinung besteht.... Dann kann ich mich auf nichts mehr besinnen, bis ich mich auf meinem Lager im Pavillon befinde, wo ich versuche, wieder zu Atem zu kommen. Vor meinen Augen treten nebelhaft vier Gestalten hervor — nein fünf. Es sind drei Männer, die nach der großen schönen Frau fragen. Der Herr mit den verlebten Zügen steht neben ihr. Eine zornige Unterhaltung findet statt, und dann zieht die Frau plötzlich ein altes grünes Etui hervor. Als das geöffnet wird, kommt etwas Strahlendes zum Vorschein. Es sind kostbare Edelsteine, ein Halsband. Das geht in den Besitz von einem der drei Leute über und nun sehe ich nichts mehr. Meine Augen versagen mir wieder."

Die Worte drangen deutlich durch den nicht großen Raum und wirkten durch ihren Ernst fast auf jedermann überzeugend. So sehr sie auch alles aufbot, völlig gefaßt zu erscheinen, so sehr sie auch ein Lächeln versuchte, so wurde Eleonore March doch leichenblaß; ihre Lippen bebten. Sie rang sich dann ein lautes Lachen ab, das fast

natürlich klang. Und als sie erst wieder Worte fand, hörten sie sich ganz fröhlich an:

„Ausgezeichnet," rief sie. „Vom theatralischen Standpunkt aus läßt sich nichts Besseres denken. Nur fehlt an der ganzen Geschichte der Beweis, den unser realistisches Zeitalter nun einmal unweigerlich verlangt. Ich bin ungemein gespannt darauf, zu erfahren, wem die Juwelen gehören und woher die schöne Frau sie bekam."

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe Finetta Dart auf diese Herausforderung antwortete.

„Warten Sie nur einen Augenblick", sagte sie endlich. „Ich will versuchen — ich muß mein Gedächtnis etwas rückwärts wenden — es wird mir gelingen.... Jetzt sehe ich schon — mein Auge schweift lange Zeit zurück, ich habe einen dunklen, eisernen Schrank vor mir, in dem die Juwelen eine Reihe von Jahren liegen. Man braucht sie nicht, denn der Besitzer hat keinen Schmuck nötig; er hat keine Frau und denkt auch an keine. Doch plötzlich ändert er seinen Sinn, er verlobt sich und möchte die Steine seiner Braut geben. Sie werden aus dem Eisenschranke herausgenommen, machen eine Eisenbahnfahrt und gelangen in ein großes Schloß auf dem Lande. Der Eigentümer hat ein hübsches, entschlossenes, glatt rasiertes Gesicht, ist stark und von großem Ehrgeiz erfaßt. Er würde vielleicht ein siegreicher Krieger, ein kühner Seemann, eine gewaltige Stütze der Kirche geworden sein, aber er macht sich aus allen diesen Dingen nichts, sonderen zieht es vor, in die Geschicke seines Vaterlandes einzugreifen. Vor kurzer Zeit sprach man noch im Flüstertone von ihm. Heute ist er in seiner politischen Partei eine anerkannte Größe. Ohne Zweifel wird er im nächsten Ministerium ein Portefeuille übernehmen. Ich nenne seinen Namen nicht —"

„Das ist auch überflüssig," rief Lady Ventmor. „Sie meinen Herrn Philipp Hardy. Jeder muß ihn nach Ihrer Schilderung sofort wiedererkennen. Und solche große, schöne Dame, die für Frau Eleonore March gelten kann, hat mit dem Hardyschen Erbstück Mißbrauch getrieben, indem sie ihn in der Stille der Nacht an drei dunkle Ehrenmänner übergab, die offenbar im Pavillon darauf warteten. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine so außergewöhnliche Geschichte gehört. Wir müssen wirklich sehen, ob sie richtig ist. Wo ist Herr Hardy? Will nicht jemand so gut sein, ihn hierher zu holen? Ich werde die Sache auf keinen Fall ungeprüft lassen.

„Ich bin ja hier," meldete sich Hardy. „Was wünschen Sie von mir, Lady Ventmor. Ich habe nicht alles gehört, was gesprochen wurde, aber —"

Eleonore March hatte den Salon schnell verlassen. Sie war von der überraschenden Wendung der Dinge wie betäubt und verkannte die große Gefahr keinen Augenblick. In der Eingangshalle traf sie mit Jasper Claven zusammen, der ein sehr verdrießliches Gesicht machte.

Hautjucken, Krätze, Ekzem

gegen diese Hautübel versuchen Sie einmal unsere gutwirkende

Hautsalbe No-Itch.

Sie wird Ihnen Linderung bringen. Zahlreiche Anerkennungsschreiben zeugen dafür. — Wir fertigen die Salbe in zwei Stärken an. Schreiben Sie uns, für welche Uebel Sie dieselbe wünschen, und wir senden Ihnen die rechte Sorte zu.

Große Jar $1.00, 3 Jars $2.50, auch kombiniert mit Fo-Yo-Creme (C. O. D. 20 Cents mehr), portofrei.

Schützen Sie Ihre Haut

gegen Aufspringen, Brennen und Rotwerden, denn eine angegriffene Haut ist leicht ernsteren Hautleiden ausgesetzt. Unsere altbewährte

Gesundheitscreme Fo-Yo

beseitigt die genannten Uebel, und erhält die Haut **dauernd gesund und jugendfrisch.**

Große Jar $1.00, 3 Jars für $2.50 (C. O. D. 20 Cents Zuschlag) portofrei durch die alleinigen Hersteller.

FO-YO COMPANY, Dept. B.,

P. O. BOX 242. ST. PAUL, MINN.

„Sie wollen mich wohl die ganze Nacht hier warten lassen," sagte er. „Ich bin die ganze Zeit draußen gewesen —"

„Wir haben keinen Augenblick zu verlieren," flüsterte Eleonore mit heiserer Stimme. „Bringen Sie diese drei Etuis sofort nach oben und legen Sie sie in Philipp Hardys Reisetasche. Das Zimmer werden Sie schon finden. Zwei Etuis sind voll, das dritte leer. Sobald Sie wieder herunterkommen, gehen Sie in das Treibhaus an die Stelle, wo es an den kleinen grünen Salon stößt, und wenn ich zweimal huste, so strecken Sie die Hand durch die Tür und drehen das elektrische Licht aus. Halten Sie sich nicht mit Fragen auf, sondern tun Sie genau das, was ich Ihnen sagte."

Claven nahm die Etuis und folgte dem erhaltenen Befehl.

Mit großer Befriedigung sah Eleonore ihn nach kurzer Zeit wieder die Treppe herunterkommen. Als er hinter einer Palmengruppe verschwand, kam es ihr vor, als ob ihm jemand folge, dessen Gesicht ihr nicht bekannt war.

Einige Augenblicke später eilte Philipp Hardy rasch durch die Halle und die Treppe hinauf. Soweit Eleonore zu erkennen vermochte, las er eine Depesche, die ihn sehr zu verdrießen schien. Er knitterte das leichte Papier zusammen und ließ es in seine Tasche gleiten.

Sie wartete, bis er mit den Etuis in der Hand wieder von oben zurückkam. Es sah jetzt durchaus nicht wie ein glücklicher Liebhaber aus, sondern machte den Eindruck eines Mannes, der eine sehr betrübende Nachricht erhalten hatte.

Eleonore dachte an das Telegramm.

„Was ist dir passiert, Philipp?" fragte sie. Sie stand an der Tür des kleinen grünen Salons und winkte Hardy, zu ihr hereinzukommen.

„Ich will dir das gleich erzählen," entgegnete er mit heiserer gezwungener Stimme. „Erst muß diese alberne Geschichte zu Ende gebracht werden. Es ist etwas passiert —"

„Warum willst du dich denn durch Torheiten aufhalten lassen?"

„Das ist in diesem Falle doch nicht nötig. Bitte, quäle mich nicht. Wenn du wüßtest, was ich soeben gehört habe —".

Eleonore erstickte ihre Neugier; sie hatte in diesem Augenblicke fast ihre eigene Gefahr vergessen. Sie hustete zweimal. Ein Klicken. Das elektrische Licht erlosch.

„Was hat denn das zu bedeuten?" fragte Hardy. „Ist ein Wasserrohr geplatzt? Mein Gesicht ist ja ganz naß und meine Augen schmerzen. Bitte, dreh' das Licht wieder an, so daß jemand untersuchen kann, was geschehen ist. Ich bin vollständig blind.

19. Kapitel.

Hardys Worte klangen viel ruhiger und sachgemäßer, als Eleonore erwartet hatte.

Sekundenlang schien ihr das Herz stille zu stehen, denn es kam ihr vor, als ob ihr Plan vereitelt sei. Wenn das scharfe Riechsalz nicht in seine Augen gedrungen wäre, würde er sich aus der Sache nichts machen, und der gewonnene Aufschub dauerte nur wenige Minuten. Um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: sie hatte sich bei dem Gedanken gar nicht aufgehalten, was daraus entstehen könnte, wenn sie das beißende Salz in die Augen Hardys schleuderte.

„Ist es wirklich so schlimm, Philipp?"

„Ja! Ich kann gar nichts sehen. Hoffentlich hat der kleine Scherz oder was es sonst sein mag, nicht die Folge, mich für immer des Augenlichtes zu berauben."

Das elektrische Licht brannte wieder.

Eleonore sah forschend in Hardys Gesicht.

In ihrer schnellen, intuitiven Weise hegte sie fast den Argwohn, daß er sich verstelle; dann ließ sie den Gedanken aber wieder fallen, weil er ihr lächerlich vorkam.

Wenn er die Sache ruhig aufnahm, so lag es keineswegs in Eleonores Plänen, das Gleiche zu tun. Sie mußte vielmehr großes Aufheben machen und Lärm schlagen, sonst würde sie leicht in Verdacht geraten können. Das Ganze war in wenigen Sekunden geschehen und doch übersah sie die Lage ganz klar.

Wie sich alles so zugespitzt, wie Finetta Dart zu ihrem Wissen gelangt war, konnte Eleonore nicht begreifen, für den Augenblick kümmerte sie das auch nicht. Jetzt lag es ihr ob, vor Angst und Furcht laut zu schreien und dadurch den Anschein zu erwecken, daß sie selbst nur mit knapper Not dem Schicksal, das Hardy betroffen, entgangen sei.

„Hilfe, Hilfe," kreischte sie, wie ein erschrecktes Kind, dem die Dunkelheit doppelte Furcht einflößt. „Es ist etwas Gräßliches geschehen! Wer hat das Licht abgedreht?"

Der kleine Salon füllte sich sofort mit Gästen, die neugierig und teilnahmsvoll fragten, was passiert sei. Hardy hatte seinen Kopf auf einen Tisch sinken lassen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Ach! Wer hilft mir?" ächzte Eleonore. „Ich kann nicht sagen, was hier geschehen ist, denn ich weiß nicht mehr, als irgend jemand von Ihnen. Ich unterhielt mich mit Hardy, als jemand von draußen das Licht absperrte, und Hardy aufschrie, er sei erblindet. Es kommt mir vor, als ob man die Absicht gehabt habe, ihm den Schmuck zu rauben."

Ein Herr, der kaltblütiger war als die übrigen, drehte den Hahn, so daß auch die weiteren elektrischen Lichter aufflammten. Das ganze Zimmer war jetzt tageshell erleuchtet, so daß die ernsten Gesichter der Herren und die blassen erregten Mienen einiger Damen erkennbar wurden. Hardy saß noch still auf einem Stuhl, vollständig regungslos und dem Anschein nach absolut außerstande, von dem, was um ihn vorging, das geringste zu erfassen.

Als man Hardy schonungsvoll fragte, wußte er keine Erklärung zu geben. Er kam dann allmählich wieder zu sich und entgegnete auf die übergroße Teilnahme, daß das Malheur belanglos sei.

„Können Sie uns denn gar keine Aufklärung verschaffen, gnädige Frau?" fragte man Eleonore.

Sie antwortete: „Ich kann nichts mehr sagen, als was ich schon erzählte. Das Licht erlosch plötzlich, und dann hörte ich einen lauten Schmerzensruf. Ich glaube, von großem Glück sprechen zu können, daß mich der Angriff nicht auch mit betroffen hat. Die Juwelen werden wohl verschwunden sein. Weshalb wird denn aber nicht sofort eine Untersuchung eingeleitet, statt daß Sie hier herumstehen, meine Herren?"

„Das ist kaum nötig," antwortete der Herr, der die Führerrolle übernommen zu haben schien. „Wer auch der Bösewicht gewesen sein mag, so hat er seine vermutliche Absicht auf den Schmuck nicht erreicht, denn die Etuis liegen ja hier auf dem Tische."

Eleonore begriff sofort, was sie zu tun hatte. Es durfte niemand erfahren, das das Halsband fehlte . Sie stürzte an den Tisch und öffnete die beiden Etuis, von denen sie wußte, daß ihr Inhalt vorhanden war. Das Geschmeide ließ sie durchs Zimmer blitzen, wie etwa ein geübter

Zauberkünstler sein Publikum täuscht, und dann klappte sie die Etuis rasch wieder zu. Es schien niemand so neugierig zu sein, um das Oeffnen des dritten Etuis zu verlangen; Eleonore atmete wieder freier auf.

Hardy würde sich zweifelsohne nach kurzer Zeit von dem Unfall erholen. Inzwischen hatte man ihn auf einen Diwan gelegt, wo er vom Kopf bis zu den Füßen bebte, als ob ihn der Schmerz sehr peinigte. Eleonore kauerte neben ihm nieder und flüsterte ihm zärtliche und mitleidsvolle Worte ins Ohr. Was sich auch jetzt noch ereignen mochte, konnte ihrer Meinung nach ihre Ruhe nicht mehr stören. Denn Finetta Dart schien völlig vergessen, und ihre Experimente würden schon aus Rücksicht auf Hardy heute abend sicherlich nicht mehr fortgesetzt werden.

„Geht es dir nicht schon etwas besser, lieber Philipp?" fragte Eleonore. „Sobald du deine Augen mit warmem Wasser gebadet hast, werden die Schmerzen schon vorübergehen."

„Hardys Augen sind gerade bei seiner sonst ganz vorzüglichen Konstitution das schwächste," bemerkte Lina Grey mit tränenerstickter Stimme. „Wie konnte das Entsetzliche nur geschehen?! Und wie wunderbar erträgt er alles. Nur in der ersten Minute schien er verstört zu sein. Vielleicht erkennt er den ganzen Umfang seines Unglücks noch nicht."

„Es wird alles bald vorübergehen," meinte Eleonore aufmunternd. „Ich kann mir übrigens gar nicht vorstellen, daß jemand so grausam ist, einem Menschen etwas in die Augen zu werfen, das dauernden Schaden anrichten kann. „Ich glaube, selbst Cayenne-Pfeffer ist nicht sehr gefährlich."

„Das weiß ich nicht," warf Hardy ganz unerwartet ein. „Ich möchte jedenfalls die Geschichte nicht noch einmal erleben. Da ich nicht imstande bin, den Weg in mein Zimmer allein zu finden, hat jemand vielleicht die Güte, mich hinaufzubegleiten: Auch möchte ich einen Arzt holen lassen. Wahrscheinlich habe ich die Gesellschaft aber ganz unnötig erschreckt."

Hardy wurde von zwei Freunden auf sein Zimmer geführt, und ein Bote zum nächstwohnenden Doktor entsandt.

Inzwischen lagen die drei Etuis auf dem Tische; außer Eleonore March dachte niemand mehr daran. Noch überlegte sie, wie sie das zu ihrem Vorteil ausbeuten könnte, als Lina Grey eingriff. Sie schob die Etuis der Herzogin zu, indem sie sagte:

„Wollen Sie das hier nicht lieber in Verwahrung nehmen, Frau Herzogin?"

Die Herzogin beeilte sich, auf diesen Vorschlag einzugehen.

„Ja, ich stelle sie in meinen Geldschrank."

Nun könnte die Möglichkeit eintreten, daß sie die Etuis vor dem Fortschließen öffnete. Aber Eleonore beruhigte sich, als wenige Minuten später die Herzogin wieder in dem Salon erschien und ihre Mienen lediglich die Sorge um den verletzten Gast bekundeten.

Die Herzogin wandte sich an Lina:

„Der Arzt wird gleich hier sein. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, liebes Kind, wie so etwas hier passieren konnte. Es muß doch mit den Juwelen im Zusammenhang stehen. Vielleicht haben Diebe in Erfahrung gebracht, daß Hardy den Schmuck mit hergenommen hatte, und einer von ihnen drehte das Licht aus, während ein anderer Hardy das scharfe Material in die Augen warf. Haben Sie denn gar nichts von den Menschen gesehen, Frau March?"

„Nicht das Geringste," erwiderte Eleonore und blickte der Fragenden frei ins Gesicht. „Es geschah alles so plötzlich, so unerwartet, daß es mir jetzt schon wie ein Traum vorkommt. Ich glaube, der laute Schmerzensruf hat die Leute verjagt, die durch die Eingangshalle und den Garten leicht entwischen konnten. Ich möchte mich mit Ihrer Erlaubnis einige Augenblicke auf mein Zimmer zurückziehen. Nachdem die Gefahr vorüber ist, fühle ich mich doch sehr angegriffen. Bitte, lassen Sie mich wissen, sobald der Arzt kommt."

Eleonore March sprach jetzt nur die Wahrheit. Die letzte aufregende und ereignisvolle Stunde begann jetzt selbst auf ihre Nerven zu wirken. Sie war deshalb sehr froh, sich sobald hinter der verschlossenen Tür ihres eigenen Zimmers allein zu befinden. Sie entnahm ihrer Reisetasche eine kleine Flasche Brandy, aus der sie sich eine gute Portion eingoß. Als sie das Glas an ihre schönen weißen Zähne setzte, klirrte es hörbar. Dann stahl sich eine leise Röte in ihr Gesicht.

Sie sagte zu sich selbst, daß es sich um Haaresbreite gehandelt hatte. Noch ein kurzer Augenblick, das kleinste Zaudern und sie wäre verloren gewesen. Wie die Dinge jetzt lagen, war sie gerettet und brauchte nur noch Finetta Dart zu fürchten.

Sie entschloß sich, Finetta am folgenden Tage aufzusuchen. Sie mußte erfahren, was, wieviel die Gedankenleserin wußte, und sie um jeden Preis zum Schweigen bringen.

Damit hatte Eleonore tatsächlich das Richtige getroffen. Von der ersten Minute an hatte sie in der berühmten Gedankenleserin eine ebenso gefährliche als kluge Gegnerin erkannt. Woher die Person ihre Wissenschaft, das heißt die Kenntnis von den Juwelen hatte, vermochte Eleonore nicht zu begreifen, so wollte das aber auf jeden Fall ergründen.

Krebs
Geschwülste, Lupus behandelt ohne Messer oder Schmerzen. Alle Arbeit garantiert. Kommen oder Schreiben Sie um freies Buch.
Dr. WILLIAMS SANATORIUM
525 University Av., Minneapolis, Minn.

Dann legte sie sich die Frage vor, ob sie auch wohl nicht zu weit gegangen wäre. Würde das Salz, das sie in der Eingebung des Momentes gebraucht hatte, wirklich verhängnisvolle Folgen haben können? Sollte Philipp Hardy tatsächlich erblinden?

Sie erwog diesen Punkt ganz kühl und zynisch. Wie der Ausgang auch sein mochte, ihr war das ganz gleich. Behielt Philipp sein Augenlicht, desto besser. Aber wenn es nicht der Fall war, so lag kein Grund vor, weshalb er sie nicht heiraten sollte, so daß sie alsdann die Herrin eines großen Vermögens wurde und zugleich die Gattin eines Mannes, der physisch außerstande war, irgendeinem ihrer Wünsche hindernd in den Weg zu treten. War kein Schaden angerichtet, so würde sie mit Leichtigkeit das kostbare Halsband wieder zur Stelle schaffen und an seinen Platz legen können. So überschaute sie mit aller Gemütsruhe die Situation ohne auch nur dem Opfer ihrer Habgier und Leidenschaft den geringsten Gedanken des Mitleids zu gönnen.

Endlich fühlte sie sich körperlich wieder ganz sie selbst. Sie kehrte in das Vestibül mit dem behaglichen Gefühl des Triumphes zurück, das sie aber vor den Augen der anderen Gäste schicklicherweise verbarg.

In diesem Moment trat ein ernst aussehender Herr, der sich bis jetzt mit der Herzogin unterhalten hatte, auf die zukünftige Gattin Hardys zu und redete sie an:

„Es ist ein sehr böser Fall, meine Gnädige. Ich möchte aber kein endgültiges Urteil abgeben, ehe ich mich nicht mit einem Kollegen darüber ausgesprochen habe."

20. Kapitel.

„Ach, ist es wirklich so schlimm?" fragte Eleonore scheinbar tief bewegt. „Es ist ja kaum zu glauben. Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, möchte ich vorschlagen, daß Herr Hardy sofort nach London geht, um einen Spezialisten zu hören."

„Das habe ich gerade angeraten," erklärte der Arzt. „Ich hoffe, mich geirrt zu haben. Ich konnte noch nicht feststellen, woraus eigentlich das Material bestand, jedenfalls hat es ungemein großes Unheil angerichtet."

„Sie können gar nicht sagen, was es gewesen ist?" fragte Eleonore mit der unschuldigsten Miene der Welt.

„Nein, offen gestanden. Die Wirkung überrascht mich, weil ich andererseits nicht glaube, daß eine ätzende Materie zur Anwendung kam. Ich habe übrigens alles getan, was dem Patienten Erleichterung verschaffen kann; ich habe ihm auch ein Schlafmittel verordnet. Er schläft bereits, und ich glaube, daß er ungestörte Ruhe findet."

Weiteres war augenblicklich nicht zu sagen oder zu tun.

Ueber das ganze große Haus schien sich eine traurige Stimmung verbreitet zu haben. Ein Gast nach dem anderen zog sich leise zurück, um sich zu Bett zu begeben.

Ohne sich sonderlich interessiert zu zeigen, hatte Eleonore in Erfahrung gebracht, daß Finetta Dart schon vor geraumer Zeit fortgegangen war, um den frühesten Morgenzug nach London zu erreichen.

Inzwischen war die Morgendämmerung auch schon hereingebrochen.

Auch Eleonore ging müden Schrittes wieder in ihr Zimmer. Sie war durch die aufregenden Ereignisse der letzten Stunden äußerst erschöpft und schlief bald ein. Ihr Schlaf glich dem eines gesunden Kindes, und darin lag vielleicht das Geheimnis ihrer wunderbar starken Nerven.

Ganz anders war die Natur von Lina Grey, deren blasses Gesicht und rote Augen am Frühstückstisch verrieten, daß sie eine völlig schlaflose Nacht verbracht hatte.

„Ich komme gerade aus Philipp Hardys Zimmer," erklärte die Herzogin. „Er scheint jetzt ruhiger und resignierter zu sein, obgleich sein Augenlicht tatsächlich bedroht ist. Ich habe Vorsorge getroffen, daß er mittags nach London fährt."

„Wir werden zusammenfahren," meinte Eleonore.

„Das läßt sich doch schlecht machen," entgegnete die Herzogin. „Wie die Dinge liegen, wäre es recht hart für Philipp, ihn in einen Zug zu setzen und ihn damit in das Getriebe einer Londoner Station zu bringen. Ich will ihn mit meinem Automobil direkt nach der Harley-Straße fahren und von dort in seine Wohnung. Sie können dann später am Nachmittag hinkommen, um zu hören, was der Spezialist gesagt hat. Wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen."

Lina beugte sich über ihren Teller und weinte leise.

Eleonore entschlüpfte ein Seufzer der Erleichterung. Nichts konnte ihr willkommener sein, als dieses Arrangement, denn sie hatte ja so unendlich viel zu tun. Vor allem durfte sie die Unterredung mit Finetta Dart nicht aufschieben.

Es fiel ihr leicht, dem unglücklichen Hardy gegenüber die liebevollste Teilnahme an den Tag zu legen. Als er endlich hinuntergebracht wurde, sah er sehr blaß und ernst aus. Er gehörte nicht zu den Menschen, die große Teilnahme bezeugen oder für sich Wert darauf legen.

„Bitte, überschütten Sie mich nicht mit Ihrem Mitleid," sagte er. „Ich kann es gerade augenblicklich schwer ertragen. Es hat der Vorsehung gefallen, mich in dieser Weise heimzusuchen, und ich werde mein Leid zu tragen wissen, ohne mich zu beklagen. Es hat ja schon Menschen gegeben, die sich ihres Lebens freuten, trotzdem sie nicht sehen konnten. Ich hoffe auch, wenn es die Aerzte nicht streng verbieten, meine Freunde recht bald in meinem Hause zu sprechen. Du willst

mich, bitte, nachmittags besuchen, Eleonore, damit wir uns über die neue Sachlage aussprechen können, und wenn du deine Freiheit —"

„Nein, nein," warf Eleonore heftig ein. „Wofür hältst du mich denn wohl? Als ob das für eine Frau, eine echte Frau irgend welchen Unterschied ausmachen könnte."

„Wir wollen später darüber reden," sagte Hardy kühl. „Ich bin für Herzensregungen nicht in der Stimmung. Wenn ich mich erst mit meinem Unglück mehr ausgesöhnt habe, und das Gefühl der Dankbarkeit — darüber läßt sich, wie gesagt, jetzt aber gar nicht sprechen. — Wenn Sie bereit sind, verehrte Frau Herzogin, so möchte ich wohl sogleich aufbrechen."

Das Automobil war endlich außer Sicht und Eleonore allein geblieben. Danach hatte sie sich gesehnt, die halbe Stunde wollte sie in der Ruhe des Gartens genießen, wo sie bei einer leichten Zigarette ihre Zukunft überdenken konnte.

Ihre Betrachtungen wurden sehr bald durch das Erscheinen von Jasper Claven unterbrochen.

„Was treiben Sie denn jetzt hier?" fragte sie. „Warum sind Sie nicht nach London zurückgekehrt, wie ich Ihnen befohlen habe? Wissen Sie denn nicht, daß es für Sie sehr gefährlich ist, sich hier noch sehen zu lassen?"

„Ach was, Gefahr!" brummte Claven. „Ich hatte mich nur vor einem Menschen zu fürchten, und der ist nicht mehr in der Lage, mich bloßzustellen. Wenn Sie übrigens meinen, mich in dieser hoffärtigen Weise behandeln zu können und mich wie einen abgelegten Handschuh betrachten, so irren Sie sich gewaltig. Ich möchte zunächst wissen, was Sie gestern abend anfingen, als ich das elektrische Licht abdrehte."

„Sie tun ja gerade so, als ob Sie das nicht ganz gut wüßten. Sie waren doch sicher gestern nacht im Schlosse und hörten, was vorging. — Aber wir wollen uns nicht streiten, dazu sind wir doch zu sehr miteinander verbunden. Ich brauche Ihre Hilfe und bin bereit, dafür anständig zu bezahlen. — Ich mußte mich gestern abend zu einem verzweifelten Schritt verstehen, damit es nicht allgemein bekannt wurde, daß das Kollier abhanden gekommen war, und ich handelte auf eine Eingebung des Augenblicks. Sofort, wie das Licht ausging, warf ich den Inhalt einer Riechflasche in Hardys Gesicht und nun sagt man, er verlöre die Sehkraft. Sie müssen das doch erraten haben, ohne daß ich es Ihnen erst weitschweifig erzähle."

„Natürlich ahnte ich, daß Sie Ihre Hand dabei im Spiele hatten. Weiß Gott, Sie haben sich da eine nette Bescherung aufgehalst, wenn das einmal ans Tageslicht kommt. Solche Attacke wird mit lebenslänglichem Gefängnis bestraft."

Eleonore lächelte; sie war aber ganz blaß geworden.

„Aufrichtig gesprochen, ich hatte das nicht beabsichtigt," wandte sie ein. „Ich wollte nur eine Ablenkung verursachen, und habe mir nicht träumen lassen, daß die Folgen so ernster Natur sein können. Aber nun ist es einmal geschehen und damit Basta. — Wir haben viel wichtigere Dinge zu besprechen. Auf mir bisher noch unbekannte Weise hat Finetta Dart mir in die Karten gesehen. Natürlich muß ich mir ihr Schweigen erkaufen; das wird nicht billig sein. Glücklicherweise kann ich das jetzt, weil das Halsband in meinem Besitz ist. Verstehen Sie, was ich meine?"

„Nein, nicht ganz. Denn Monkwell wird den Schmuck schwerlich herausgeben, ehe er nicht bis auf den letzten Heller bezahlt ist.

„Er bekommt ja sein Geld. Wie die Dinge jetzt liegen, wird es noch Monate dauern, bis das Fehlen des Kolliers entdeckt wird. Monkwell hat keine Ahnung davon, woher ich es habe; ich werde ihn mit dem Verkauf beauftragen und mir das übrige herauszahlen lassen. Das werden etwa acht- bis zehntausend Pfund sein, die mich für die nächste Zeit flott machen. Ich möchte nun, daß Sie mit dem nächsten Zuge nach London fahren und Finetta Dart aufsuchen, um sie zu fragen, ob sie heute nachmittag fünf Uhr für mich zu sprechen sei. Sie können mir dann nach meiner Londoner Wohnung telephonieren, was Sie ausgerichtet haben."

Claven entfernte sich, als ob er es nie anders gewohnt gewesen sei, als Eleonore March zu gehorchen.

Eine Stunde später machte sie sich selber nach London auf den Weg. An Philipp Hardy dachte sie nicht mit besonders schwerem Herzen; es war ihr ganz gleichgültig, wie das Urteil des berühmten Spezialisten ausfiel. Die Gefahr, die ihr von Finetta Dart aus drohte, machte ihr viel mehr Sorge, als das Leiden des Mannes, den zu heiraten sie versprochen hatte. Sie wartete ungeduldig auf Clavens Mitteilung, die endlich eintraf. Finetta Dart sei die Liebenswürdigkeit selbst gewesen; sie würde sich sehr freuen, Frau March zu jeder der Dame genehmen Zeit nach sechs Uhr nachmittags zu empfangen.

Etwas früher schickte sich Eleonore an, zu Fuß in die Bondstraße zu gehen. Das gewohnte Leben und Treiben in London beachtete sie nicht

Ladies

Ich garantiere positiv meinen großartigen, erfolgreichen „Monthly Compound". Bessert sicher einige der längsten, hartnäckigsten, abnormalsten Fälle in drei bis fünf Tagen.

Seit über einem Vierteljahrhundert

haben Frauen aus dem ganzen Lande diesen Compound mit bemerkenswerten Resultaten gebraucht. Zahllose Zeugnisse. Kein Schaden, Schmerzen oder Hinderung bei der Arbeit. Senden Sie $2.00. Doppelte Stärke $3.00. Büchelchen frei. Schreiben Sie heute.

DR. H. B. SOUTHINGTON REMEDY CO.,
Kansas City, Missouri.

weiter, nur fiel ihr auf, daß die Zeitungsjungen ihre Lungen heute nachmittags ganz besonders stark anstrengten. Sie schrien den sensationellen Zusammenbruch einer bekannten großen Firma in der City aus, dem der Selbstmord eines ihrer Partner gefolgt war.

„Furchtbares Unglück in der City! Bankerott und Selbstmord von Sir John Blatford. Alle Einzelheiten!"

Eleonore besann sich, wo sie den Namen schon gehört hatte. Er mußte mit Philipp Hardy in irgendeinem Zusammenhang stehen. Sie erinnerte sich dann, daß Blatford mit Philipp verwandt, und vermutlich identisch mit dem Inhaber des bedeutenden Handelshauses sei, aus dem Philipp den größten Teil seines Einkommens bezog. Schließlich konnte es sich aber nur um eine zufällige Namensgleichheit handeln; sie dachte nicht weiter darüber nach, sondern beschäftigte sich wieder mit den Aufgaben, die ihr als die wichtigsten erschienen.

Endlich erreichte sie die luxuriös ausgestattete Etage, in der Finetta Dart ihr einträgliches Gewerbe ausübte, unterstützt von den Narren und Müßiggängern, die niemals aufhören, ihr Geld auf eine oder die andere lächerliche Weise zu vergeuden. Die Sprechstunden schienen heute beendet, denn Finetta Dart befand sich bereits in einem kleinen, ungemein hübsch ausgestatteten Salon im hinteren Teil ihrer Wohnung, in dem sie Tee trank und Zigaretten rauchte. Nach dem blauen Dunst zu schließen, der das Zimmer durchflutete, hatte sie sich dieser Beschäftigung schon längere Zeit hingegeben. Sie stand auf und reichte Frau March in der liebenswürdigsten Weise die Hand.

„Ich freue mich ungemein, Sie bei mir zu sehen. Nehmen Sie Platz und trinken Sie eine Tasse Tee mit. Wenn Sie sich aus Tee nichts machen, so rauchen Sie doch. Ich bin sicher, Sie rauchen, — Frauen unserer Klasse rauchen immer."

21. Kapitel.

Mit leichtem Lächeln auf den Lippen ergriff Eleonore March die ihr dargebotene Zigarette und zündete sie an. Sie wußte jetzt ganz genau, auf welcher Basis die Unterredung sich abwickeln würde und fügte sich in die Situation. Ihr Benehmen war offen und verbindlich.

„Ich verstehe schon, was Sie meinen. Sie wollen behaupten, ich sei ebenso wie Sie eine Abenteuerin."

„Natürlich sind Sie das, meine Liebe," rief Finetta Dart vergnügt. „Genau wie ich. Dabei bin ich aber viel ehrlicher als Sie, denn ich beute nur die Narren aus, die mehr Geld haben als ich, und es scheint mir, daß ich dieses Geld gerade so gut haben kann, wie jeder andere. Und nebenbei diene ich auch sehr häufig guten Zwecken. Ich habe manche Frau aus den ersten Kreisen davor bewahrt den Schritt ins Verderben zu tun, und mehr als einmal ist ein Mann von mir gegangen, der verzweifelt und ohne jeden Halt zu mir kam, um durch mich ermutigt, mit neuer Kraft an den Wiederaufbau seines Vermögens zu schreiten. Auch das gehört zu meinen Erfolgen, und ich will nicht verschweigen, daß das zuweilen Geld kostete. Zur Hauptsache, ich lebe sehr extravagant, und gerade jetzt gebrauche ich schnellmöglichst etwa zweitausend Pfund Sterling, ohne zu wissen, wie ich sie mir verschaffe."

Dieser Betrag wurde mit einem Nachdruck genannt, der nur eine Auslegung zuließ. Auch eine minder rasch auffassende Frau wie Eleonore March würde sofort erkannt haben, daß diese Summe von ihr unbedingt verlangt wurde. So geschickt und gut eingekleidet diese Forderung genannt war: es war doch blutiger Ernst. Eleonore lächelte verlegen, während sie die Rauchwolke aus ihrer Zigarette aufsteigen ließ.

„Mir geht es zuweilen ebenso," entgegnete sie, „und gerade in solcher Lage bin ich noch zurückhaltender als sonst. Man darf nicht gar zu sehr ins Zeug gehen — also sagen wir einmal fünfhundert Pfund oder sechs —"

„Genügen absolut nicht," warf Finetta ein. „Ich brauche unbedingt zweitausend Pfund, gerade so dringend, wie Sie gestern die Hälfte nötig hatten, um sich vor dem Aergsten zu retten. Das Glück war Ihnen günstig, und Sie leben ja heute im Ueberfluß. Meine Liebe, Sie sind ja, wie wir alle, ganz großmütig, sobald Sie nur genug Geld dazu haben. Leihen Sie mir den Betrag, und dann reden wir nicht weiter mehr darüber."

„Das heißt, ich sehe nie einen Heller davon wieder."

„Oh, es gibt noch weit unwahrscheinlichere Dinge," versetzte Finetta Dart gelassen. „Zum Beispiel mein Besuch bei der Firma Monkwell; daraus könnte doch mancherlei Ungemach entstehen, oder ich gehe vielleicht noch weiter und suche die Bekanntschaft eines jungen aufsteigenden Politikers zu machen, dem ich höchst interessante Neuigkeiten zuzustecken hätte. Ich hege aber keineswegs rachsüchtige Gefühle, und obgleich Sie mich gestern Nacht ganz schmachvoll behandelten, will ich Ihnen durchaus nicht wehe tun, so lange sich das verhüten läßt. Möchten Sie nicht auch zugleich ein Jahr Ihres ereignisvollen Lebens opfern, wenn Sie dagegen erfahren können, woher ich meine Kenntnis von allen Dingen habe?"

„Sie sind unstreitig eine höchst merkwürdige Person," gab Eleonore freimütig zu. „Mir fiel es auf, wie Sie gestern abend so manchem Gast der Herzogin ins innerste Leben hineinleuchten konnten. Gerade der Fall bei Lady Ventmor war höchst interessant für mich. Weshalb hörten Sie aber auf, als die Geschichte pikant wurde?"

Finetta Dart lachte laut auf und zündete sich eine neue Zigarette an. Sie fühlte sich unbedingt Herrin der Situation.

„Lady Ventmor langweilte mich. Ich wollte

Ihr beweisen' daß ich keinen Spaß verstehe. Im großen und ganzen ist sie gar keine schlechte Person, und sie hat sich mir schon häufig als sehr nützlich erwiesen. Sie müssen wissen, daß das Geheimnis meiner Kraft gerade darin besteht, wie ich eine Frau gegen die andere ausspiele. Die albernen Geschöpfe kommen in ihrer Not zu mir und vertrauen mir dann ihre tiefsten Geheimnisse an. Hinter einem Vorhang verborgen, sitzt eine verschwiegene Stenographistin bei mir und alle diese kostbaren Mitteilungen, die ich auf die leichteste Art der Welt erlange, werden sorgfältig in Büchern registriert und bilden für mich das schätzbarste, unersetzlichste Material. Sodann habe ich ein Dutzend Kammermädchen in meinem Solde. Wenn ich mich soweit erniedrigen würde, um mich mit Erpressung abzugeben, könnte ich riesig viel Geld verdienen. Ich ziehe es aber vor, meine Macht auszuüben und sie die Törichten und Leichtgläubigen in der Gesellschaft fühlen zu lassen, wenn sie ächzen und stottern, sobald ich ihnen ihr inneres Leben aufdecke."

„Wie bezeichnen Sie denn Ihr Vorgehen gegen mich? Andere würden das doch Erpressung nennen."

„Durchaus nicht," meinte Finetta heiter. „Sie haben mich gestern — sagen wir — niederträchtig behandelt, und nur meinem guten Glücke habe ich es zu verdanken, wenn ich herausfand, um was es sich handelte. Sie verschaffen sich zehntausend Pfund, ganz davon zu schweigen, daß Sie die Frau eines reichen Mannes werden, der wegen seines Unglücks um so leichter zu behandeln sein wird. Wie das Unglück über ihn gekommen ist, interessiert mich nicht weiter. Ich habe es übrigens mit dem Gelde nicht so furchtbar eilig. Wenn Sie es mir in einer Woche von heute — in Banknoten, ich nehme keine Schecks — bringen wollen, so ist die Sache erledigt."

„Und falls das nicht geschieht?" fragte Eleonore.

„Meine Liebe! Ein Nicht gibts hier doch unmöglich," erwiderte Finetta Dart und rieb sich die Hände.

„Sie haben sich jetzt auch schon längst überlegt, meinem Wunsche zu entsprechen," sagte Finetta Dart, „weil Sie viel zu klug sind, um da zu streiten oder sich zu wehren, wo alle Gewinnchancen auf der anderen Seite sind. Andererseits zweifle ich keinen Augenblick daran, daß Sie und Ihr Helfershelfer jeden Augenblick bereit sind, mich um die Ecke zu bringen und auch kein Bedenken tragen würden, das zu tun, wenn es sich ohne Gefahr machen ließe. Aber, damit ist nun einmal immer Gefahr verbunden, und somit sind Sie vollkommen in meiner Gewalt. Ist diese Angelegenhit aber geregelt, so werden Sie nie wieder von mir hören oder wir begegnen uns nur freundschaftlich. Ich würde mich übrigens gar nicht wundern, wenn wir uns nicht gegenseitig nützlich sein könnten."

Eleonore March antwortete nicht; sie überlegte die Angelegenheit gründlich. Es gab trotz allen Grübelns aber nur einen Schluß — zu zahlen, obgleich ihr das Tropfen von ihrem Herzblut kosten würde.

Langsam sagte sie endlich: „Es sei also, wie Sie wünschen. Ich werde heute in acht Tagen wieder zu Ihnen kommen und Ihnen das Geld bringen. Jetzt kann ich aber nicht länger bleiben. Ich muß sehen, wie es Hardy geht; ich habe ihn furchtbar vernachlässigt."

„Auch peinigt Sie Ihr Gewissen," meinte Finetta ironisch. „Ich will mich indes nicht einmischen, wo es sich um reine, wahre Liebe handelt. Also in acht Tagen um dieselbe Zeit —"

Sie unterbrach sich und reichte Eleonore, die sich erhoben hatte, die Hand.

Wenige Minuten später befand sich Eleonore wieder auf der Straße und schlug die Richtung nach Hardys Wohnung ein. Auf ihr Klingeln erschien ein Diener an der Tür und schüttelte ernst den Kopf.

„Herr Doktor Chambers ist hier gewesen, gnädige Frau, und hat meinen Herrn untersucht. Es gibt leider nichts Neues zu melden."

„Führen Sie mich zu Ihrem Herrn."

„Ich bedauere sehr. Herr Hardy hat mir den strengsten Befehl gegeben, niemand vorzulassen. Auch Ihnen gegenüber darf ich keine Ausnahme machen, gnädige Frau."

„Haben Sie denn keine besondere Mitteilung für mich?"

„Gewiß. Hier ist ein Brief für Sie, gnädige Frau. Vielleicht beliebt es Ihnen, ihn hier zu lesen, oder wollen Sie ihn mitnehmen?"

Es beliebte Eleonore, das Billett mitzunehmen.

Gerade so wenig, wie ihr daran lag, Hardy heute noch zu sprechen, gerade so wenig fragte sie danach, was er ihr mitzuteilen hatte.

Nur aus reiner Neugierde öffnete sie das Kuvert, als sie die Straße hinabschritt. Es waren nur wenige, mit Schreibmaschine geschriebene Zeilen.

„Ich diktiere dieses meinem Sekretär. Doktor Chambers hat mich soeben verlassen und ist bis jetzt noch zu keinem endgültigen Urteil gelangt. Vermutlich ist meine Karriere vernichtet, ich hoffe zwar noch. Ich habe dir aber noch wichtigeres mitzuteilen, und aus dem Grunde befahl ich meinem Diener, dir zu sagen, daß ich dich nicht empfangen könne. Ein Unglück kommt niemals allein; ich habe in den letzten

für FRAUEN allein

Warum besorgt wegen verzögerter Perioden, durch unnatürliche Ursachen? Schnelle Befreiung durch *"FEMINESE"* — Liquid-Tablets Relief. — Verordnet von Doktoren. Beschleunigt ausstehende Perioden. Angenehm, gefahrlos, ohne Behinderung ihrer Verpflichtungen; Zufriedenheit garantiert; Behandlung $2.95 und Porto bei Postbestellung per Nachnahme (C. O. D.). Spezial-Mischung für sehr hartnäckige Fälle $5.00. — Illustrierte Druckschriften *FREI* mit Sendung. PETONE PRODUCTS CO., Dept. 2DW St. Louis, Mo., U.S.A.

Stunden einen Schlag empfangen, der ebenso schlimm ist, wie das andere. Sir John Blatford ist tot — er war mein Partner und starb als ruinierter Mann und jeden Pfennig meines Vermögens hat sein Untergang mit verschlungen."

22. Kapitel.

Dieser Schlag traf Eleonore so völlig überraschend und wirkte so niederschmetternd, daß ihr die Tränen der Enttäuschung in die Augen stiegen. Es geschah nicht oft, daß sie sich von ihren Empfindungen überwältigen ließ; sie hatte in den letzten Stunden aber gar zu viel durchgemacht.

Es war indes weder Mitgefühl noch Mitleid, was sie für den Mann empfand, dessen Leben sie mehr oder minder absichtlich zugrunde gerichtet hatte. Sie war jetzt so ziemlich darauf vorbereitet, daß Hardy sein Augenlicht auf immer eingebüßt und Sie den Rest ihres Lebens mit einem Manne verbringen sollte, dessen grausiges Schicksal sie auf dem eigenen Gewissen hatte. Es fiel ihr nicht ein, sich bei seinem neuen Unglück weiter aufzuhalten und daran zu denken, daß es ihn zum Bettler machte.

Sie hatte nur einen Punkt vor Augen, das war ihr eigenes Geschick. Statt daß sie die Frau eines ungemein reichen Mannes wurde, blieb sie wieder die arme Abenteuerin, die bis über die Ohren in Schulden und Schwierigkeiten steckte, aus denen es keinen Ausweg gab. Weder sich selbst, noch ihren Ruf wußte sie zu retten.

Während sie nun mit hocherhobenem Kopfe durch die Straßen schritt, fielen häufig bewundernde Blicke auf sie. Einige junge Lehrmädchen in einem Putzwarengeschäft stießen einander an, als sie an ihnen vorbeikam, und sagten, das sei Frau Eleonore March, die reiche amerikanische Erbin, von der in der Gesellschaft so viel Aufhebens gemacht werde.

Eleonore lächelte bitter, als sie diese Worte auffing. Diese armen Dinger waren doch viel, viel glücklicher als sie selbst —, wenn die Mädchen das nur ahnten.

Doch Seufzen half nichts. Sie mußte sich der Lage gewachsen zeigen und schnell handeln. Außer Monkwell hatte sie noch andere Gläubiger, die jetzt ohne Zweifel wegen ihres Geldes drängen würden. Sie besaß jedoch das Hardysche Halsband, das sie immerhin für zehntausend Pfund verkaufen konnte, und dazu war sie nun fest entschlossen, mochten die Folgen sein, wie sie wollten. So weit sich übersehen ließ, war sie für den Augenblick völlig gesichert. Den Schmuck verwahrte die Herzogin von Daventry, und sie würde ihn auch wahrscheinlich weiter aufheben. Natürlich hing die Entdeckung von einem reinen Zufall ab. Sobald Hardy seinen Verlust bemerkte, würde er die Angelegenheit der Polizei übergeben und — was geschah dann? Die Veröffentlichung in den Zeitungen bestätigte Monkwell, was er schon ahnte, woher sie das Kollier habe. Die einzige Chance für sie bestand in der Tatsache, daß Monkwell sein Geld ungemein liebte, er würde vielleicht schweigen und später vorschützen, die polizeilichen Bekanntmachungen nicht gesehen zu haben.

Eleonore beschäftigte sich noch mit diesem schwierigen Problem, als sie plötzlich Lina Grey vor sich sah. Lina befand sich auf dem Wege zu Hardys Wohnung. Sie blieb stehen und sprach Frau March an. Sie sah sehr blaß und abgespannt aus, unter ihren Augen lagen dunkle Ringe, sie hatte sicherlich in den letzten Stunden viel geweint.

„Haben Sie ihn gesprochen?" fragte sie hastig. „Haben Sie die letzte Schreckenskunde schon gehört? Natürlich. Er wird Sie sofort haben rufen lassen."

„Nein, es war ganz anders. Er lehnte es ab, mich zu empfangen," erklärte Eleonore sehr kühl. „Sein Diener sagte mir, er dürfe niemanden vorlassen, auch mich nicht. Hardy schrieb mir ein kurzes Billett, in dem er mich von seinem Ruin in Kenntnis setzte, und das sollte wohl heißen, — es sei alles zwischen uns vorbei."

„Das sieht ihm ganz ähnlich, das entspricht genau seiner vornehmen Natur. Ich kenne ihn wohl als streng, kalt und mißtrauisch, aber ein Unrecht begeht Philipp Hardy auf keinen Fall. So traurig es auch ist, daß er erblindet ist und dazu ruiniert; es ist ja ein wahres Glück für ihn, eine Frau gefunden zu haben, die ihn liebt und selbst ein so großes Vermögen besitzt. Darüber bin ich herzlich froh."

Eleonore March murmelte etwas Unverständliches. So abgebrüht sie auch war, eine leichte Röte stieg ihr ins Gesicht und sie konnte nicht umhin, Linas Offenheit und Freimütigkeit zu bewundern.

„Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll," sprach sie dann weiter. Hardy gehört zu den Menschen, die stets ihren eigenen Willen durchsetzen. Ich werde heute abend noch einmal den Versuch machen, ihn zu sprechen. Wenn ich fragen darf — Sie haben wohl die Absicht, jetzt zu ihm zu gehen?"

„Allerdings," stotterte Lina, —„ich — ich würde nicht schlafen können, ehe ich ihm mein Beileid ausgesprochen hätte."

Lina setzte ihren Weg fort und erreichte endlich ihr Ziel. Wie alle schüchternen, zurückhaltenden Mädchen war sie in besonderen Fällen von einer gewissen Kühnheit und ein solcher Fall lag hier vor. Sie kannte das Haus sehr gut; denn sie war schon mehrere Male mit der Herzogin von Daventry darin gewesen. Ohne den Diener weiter zu beachten, ging sie die Treppe hinauf und begab sich in das kleine Wohnzimmer, in dem sie Hardy vermutete. Die Jalousien waren heruntergelassen, so daß das Zimmer halb im Schatten lag, doch war es nicht so dunkel, daß Lina nicht die Gestalt des Mannes erkannte, den sie besuchen wollte. Sie ging leise auf ihn zu und

kniete neben ihm nieder. Dann strich sie zärtlich seinen Kopf und redete Hardy in leisem, teilnahmsvollen Tone an.

„Sie nehmen es mir doch nicht übel. Ich konnte einfach nicht fortbleiben, lieber Freund. Ich mußte wenigstens den Versuch machen, zu Ihnen zu gelangen, um Ihnen mein inniges Beileid auszusprechen.

„Sind Sie es, Lina?" fragte Philipp ruhig. „Es ist zwar Ihre Stimme, doch war es mir fast, als ob sonst jemand spräche. Sie können sich kaum denken, wie sonderbar und wie einem alles ganz anders erscheint, wenn man nicht mehr sehen kann. Ich begreife gar nicht — ich habe doch streng befohlen, daß niemand heute zu mir gelassen wird. Ich vermute, Sie dachten —"

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Es war mir aber ganz unmöglich, fern zu bleiben. Sie sollten unbedingt erfahren, daß ich auch nicht die leiseste Bitterkeit gegen Sie empfinde, daß vielmehr in mir immer eine aufrichtige Freundin erblicken sollen. Ich freue mich wirklich in dem Bewußtsein, daß Sie jemand zur Seite haben, der stärker ist und Ihnen nützlicher sein wird, als ich das hätte sein können. Der Verlust Ihres Geldes bedeutet doch nicht viel, da Sie eine Frau heiraten, die ein großes Vermögen besitzt."

Hardy schüttelte betrübt das Haupt. Er war keineswegs so sicher, wie Lina. Vom ersten Augenblick an hatte er sich keine Illusionen über seine Verbindung mit Eleonore March gemacht. Er glaubte, daß sie ihn achte und bewundere, und er hielt sie auch für die Frau, die sich für einen ehrgeizigen Politiker eigne.

Lange Zeit lag er mit zurückgelehntem Kopfe da und lauschte den beruhigenden Worten Linas. So niedergeschmettert und erschöpft er war, so blieb der besänftigende Reiz den Linas Gegenwart ausübte, nicht ohne Wirkung auf ihn. Es wollte ihn dünken, als habe er einen wertvollen Besitz nur eines blendenden Nichts wegen aufgegeben. Eleonore March würde niemals in dieser Weise mit ihm gesprochen haben, und während der ganzen Zeit konnte er sich doch nicht des Gefühls erwehren, als ob aus Lina eine andere spräche. Eine Stunde verstrich und Lina erhob sich, um fortzugehen. Philipp reichte ihr seine Hand und hielt ihre Rechte fest. Es war, als ob er sich damit ans Leben anklammere und als ob sie das einzige Brett zwischen ihm und dem tiefen, unergründlichen Meere bilde.

„Sie werden mich doch wieder besuchen?" fragte er fast flehentlich. „Sie haben mir heute wirklich eine Wohltat erwiesen. Es ist unbescheiden von mir, zu hoffen —"

„Also in dieser Weise werde ich behandelt," tönte es vom Eingang her. „Ich komme hierher, um dich zu sprechen, und dein Diener sagt mir, Fräulein Grey sei hier. Da habe ich denn weiter keine Umstände gemacht, um in Dein Zimmer zu gelangen. Gehen Sie fort, Fräulein Grey?"

„Ich muß. Und da Sie jetzt hier sind, wird Herr Hardy auch meiner sicherlich nicht mehr bedürfen."

Lina schlich davon.

Eleonore March setzte sich behaglich in einen Armsessel, dem bedauernswerten Manne am Kamin gegenüber.

„Das ist doch eine recht traurige Geschichte," begann sie. „Hast du schon Näheres erfahren? Ich weiß gar nichts."

„Ja", entgegnete Philipp. „Mein Anwalt war bei mir. Er war der einzige, den ich nicht abweisen konnte. Es scheint, als ob alles draufgegangen ist, und daß, wenn ich meinen letzten Heller hergebe, das gerade genügt, um alle Schulden der Firma zu decken. Blatford muß sehr geschäftsmäßig vorgegangen sein; man fand auf dem Tische seines Zimmers nach seinem Tode eine klare und übersichtliche Bilanz, die Lage der Dinge haarscharf nachwies. Es ist die alte Geschichte von rücksichtsloser Spekulation, zur Hauptsache mit fremdem Gelde, aber ich brauche darauf wohl nicht näher eingehen. Außer mir wird kein Mensch einen Pfennig verlieren. Es bleibt allerdings dann auch nichts mehr übrig, als die Kleider, die ich anhabe. Dazu habe ich meine Sehkraft eingebüßt, so daß ich noch nicht weiß, was ich beginnen soll."

Eleonore fand keinen Ausdruck des Mitleids. Sie dachte nur an ihre Enttäuschung.

„Es trifft sich sehr unglücklich. Meine eigenen Angelegenheiten haben kürzlich auch eine sehr ungünstige Wendung genommen, und wenn sich das nicht ändert, so werden meine Verhältnisse ebenso schlimm wie die Ihrigen. Es ist daher ganz unmöglich für mich, einen armen Mann zu heiraten. Deshalb fasse ich Ihren Brief in dem Sinne auf, wie Sie ihn geschrieben haben, und anerkenne Ihren klugen Entschluß. Trotz alledem würde es mich sehr freuen, wenn Sie aus dem Schiffbruch noch etwas retten könnten."

„Daran habe ich gerade eben gedacht," entgegnete Philipp und lächelte zum ersten Male. „Es steht natürlich in gar keinem Verhältnis zu dem Mißgeschick, das mich seit den letzten vierundzwanzig Stunden betroffen hat. Ich meine den Familienschmuck, der sich bei der Herzogin von Daventry befindet. Ich werde ihn mir ausfolgen lassen, um ihn zu verkaufen."

23. Kapitel.

Eleonore atmete tief auf. Sie hatte nicht erwartet, daß Hardy den Schmuck so bald verkaufen würde.

Vielleicht war es ihr doch noch möglich, das Geld, das sie Monkwell schuldete, zusammenzubringen, um das Kollier wieder einzulösen. Sie entschloß sich aber, das nicht zu tun. Sie würde die Dinge laufen lassen und die Folgen wagen. Ein Plan stieg in ihr auf, den sie später ausarbeiten wollte.

„Das halte ich für sehr richtig," sagte sie, als

sie sich erhob, um fortzugehen. „Es wäre in Ihrer Lage auch ganz falsch, eine solche Menge Geld in Juwelen festliegen zu lassen. Solche glänzende Dingerchen stellen oft ein großes Vermögen vor, und ein großes Vermögen bedeutet viel Freude. Leben Sie wohl, ich hoffe, wir sehen uns bald wieder und ich wünsche, die Dinge mögen sich bei Ihnen noch nicht so schlimm gestalten, wie es jetzt den Anschein hat."

Damit war sie gegangen und hatte Hardy seinen trüben, bitteren Gedanken überlassen.

Eleonore selbst war durchaus nicht niedergeschlagen, als sie durch die Bondstraße zu Fuß den Heimweg antrat.

Eine dichte Menschengruppe hatte sich hier vor einem Schaufenster angesammelt, und Eleonore erkannte, daß der Raum hinter den sonst so hübsch ausstaffierten Glasscheiben im Erdgeschoß von Finetta Dart völlig leer stand. Einer der Umstehenden gab Eleonore die gewünschte Auskunft.

„Eine Razzia der Polizei. Man hat den Gedankenlesern in den letzten Tagen scharf auf die Finger gesehen und wollte auch Finetta Dart verhaften. Sie muß aber Wind davon erhalten haben und ist schnell verschwunden. Es ist ihr auch gelungen, ihr ganzes Mobiliar fortzuschaffen, und alles, was die Polizei hier gefunden hat, war eine schwarze Katze. Wenn die reden könnte, würde sie wohl manches zu erzählen haben, mein Fräulein."

Eleonore lächelte dankend und schritt weiter.

Das war ja ein ganz unverhofftes Glück.

Finetta Dart war zweifellos nach Paris oder sonst wohin entwichen, und würde sie wahrscheinlich niemals mehr behelligen. Es blieb Eleonore jetzt nur noch übrig, ihren Plan auszuführen, zu dem sie des Beistandes von Jasper Claven bedurfte. In einer geradezu frohsinnigen Gemütsverfassung betrat sie ihr Haus und begab sich in ihren Salon. Das prächtige, mit allem Luxus und Komfort ausgestattete Gemach, für dessen Inhalt Eleonore bis jetzt noch nichts bezahlt hatte, erschien ihr leer, bis sich aus einem tiefen Armsessel eine große, schmächtige Gestalt erhob, die nach loslösen eines dichetn, schwarzen Schleiers die lebhaften Züge Finetta Darts enthüllte.

„Sie hier?" rief Eleonore voller Bestürzung. „Was soll das heißen? Ich kam gerade bei Ihrem Hause vorbei und sah das Nest geleert."

„Ich brauche Ihnen kaum eine Erklärung zu geben," lautete die kühle Antwort. „In voriger Woche erfuhr ich, daß die Polizei sich rühre, wollte es bis heute früh aber nicht glauben, als ich eine Mitteilung erhielt, die jeden Zweifel aufhob. Ich brachte meine Möbel sofort zu einem Spediteur zur Aufbewahrung und bezahlte meine Miete bis Jahresschluß. Die Polizei unterläßt weitere Schritte, und so habe ich nichts von ihr zu fürchten, so lange ich mich ruhig verhalte. Unglücklicherweise mußte ich noch einige dringende Schulden bezahlen und stehe nun mit wenigen Schillingen in der Tasche vor Ihnen. Ich habe auch nicht die geringste Aussicht, mir jetzt anderswo Geld zu verschaffen. Deshalb muß ich sie bitten, die Angelegenheit zu beschleunigen und mir den versprochenen Betrag sofort zu zahlen."

„Unmöglich," rief Eleonore. „Ich kann es nicht."

„Meine Liebe, Sie müssen einfach: Ich weiß, wie Sie selbst in verzweifelter Not um Geld sind, genau wie ich, und kann Ihnen deshalb nur raten, sich eine Droschke zu nehmen und sofort zu Monkwell zu fahren, um den Verkauf des Kolliers zu bewirken. Starren Sie mich nicht so an. Ich sage Ihnen doch nicht, woher ich alles weiß. Monkwell wird Ihnen zehntausend Pfund geben und keine überflüssigen Fragen stellen. Es ist noch nicht zu spät für ihn, um Ihnen Banknoten und Geld zu geben; in einer halben Stunde können Sie zurück sein. Also bitte, beeilen Sie sich und vergeuden Sie keine Zeit mit unnützen Redensarten. Ich muß morgen abend unbedingt in Paris sein."

Zum ersten Male in ihrem Leben durchkostete Eleonore March das bittere Gefühl einer völligen Niederlage. Ganz gehorsam verließ sie ihr Haus und begab sich in das Monkwell'sche Geschäft, das sich in einer der kleineren Nebengassen der Regentenstraße befand.

Der kleine Herr mit dem ernsten Gesicht und den großen blauen Augen empfing Eleonore mit einem Grinsen der Bewunderung. Es hatten sich zwischen ihr und ihm Tändeleien abgespielt und Eleonere hatte aus diplomatischen Gründen gewissermaßen Zuneigung an den Tag gelegt. Die Gefühle des kleinen Juweliers waren aufs tiefste verletzt, und nur der Umstand, daß er sein Geld über alles liebte, bewahrte Eleonore vor einer durchaus tragischen Situation. Sie dachte jetzt darüber nicht weiter nach, sondern kam, einmal im Privatbüro angelangt, sofort auf den Zweck ihres Besuches.

„Sie wissen natürlich, welch' hohen Wert das Ihnen als Pfand gegebene Kollier besitzt — mindestens das Zehnfache des Betrages, den ich Ihnen schulde."

„Ganz richtig," lächelte Monkwell. „Aber das kommt ja gar nicht in Betracht. Unter der Bedingung, daß Sie mir Sicherheit für die Waren boten, die Sie mir abgeschwindelt hatten —"

„Abgeschwindelt?" unterbrach Eleonore ihn zornig. „Sie elendes Gezücht, wollen Sie mir —"

„Sachte, sachte! Warum sollen wir denn die Dinge nicht mit richtigem Namen nennen? Wenn ich Recht und Gesetz hätte walten lassen, wie ich es Ihnen androhte, so würde sich die schöne und gefeierte Frau March im Gefängnis befinden und später als Rednerin über die Frage aus eigener Erfahrung auftreten können, wie sich unsere jetzige Verwaltung mit Bezug auf Frauen

verhält. Sie sind aber in der Lage gewesen, mir Unterpfand zu geben, und ich nehme an, daß Sie mir nun das Bargeld bringen, um dieses Pfand wieder auszulösen, da ich nicht länger warten möchte."

„Das gerade nicht," sagte Eleonore verlegen. „Ich brauche dagegen noch mehr Geld und bin bereit, Ihnen das Kollier für zehntausend Pfund zu verkaufen. Das ist ein sehr verlockendes Angebot für Sie, denn die Juwelen sind ganz bedeutend mehr wert."

Ein listiges Zwinkern leuchtete aus den blauen Augen des kleinen Mannes.

Er schritt zu der Tür seines Privatbureaus und überzeugte sich davon, daß sie fest verschlossen war.

Sein Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an.

„Sie sind eine ebenso kluge als schöne Frau, doch habe ich noch niemals eine Frau gefunden, die im Geschäftsleben völlig Bescheid wußte. Mit dem Beleihen des Kolliers ist ein kleines Risiko verbunden; es zu verkaufen, ungemein gefährlich. Sie müssen wissen, daß dieses Halsband, was Reinheit, Schönheit und Symetrie der Steine betrifft, nahezu unübertroffen ist. Es existieren vielleicht in der ganzen Welt nur fünf Exemplare dieser Art und ihre Geschichte ist in Fachkreisen gut bekannt. Soll ich einmal raten, woher dieses — hm, Ihr Eigentum — stammt und aus welchem Grunde es der Oeffentlichkeit so lange entzogen blieb? Ah, es ist Ihnen nicht angenehm, wenn ich das errate. — Bringen Sie das Kollier aber 'mal zu einem großen Händler in der Bondstraße, so wird er es garnicht ansehen, ehe Sie ihm nicht den Beweis liefern können, daß es auch auf ehrliche Art in Ihren Besitz kam. Trotzdem bin ich gewillt, das Risiko zu tragen und es zu kaufen."

„Sie zahlen mir also zehntausend Pfund

„Sicherlich nicht. Halten Sie mich denn eigentlich für einen Narren? Ich kenne keinen Geschäftsmann in ganz London, der Ihnen unter diesen Umständen für das Kollier mehr als dreitausend Pfund zahlen würde. Sie können nun tun und lassen, was Ihnen beliebt."

„Ich lehne es ab, Ihnen den Schmuck für dreitausend Pfund zu verkaufen," zischte Eleonore. „Dann täte ich ja besser daran, das Kollier auseinander zu brechen und die Steine einzeln zu verkaufen. Um kurz zu sein, wollen Sie oder nicht?"

Monkwell schüttelte den Kopf, Eleonore stürzte wütend auf die Straße hinaus.

Sie eilte heim und sofort in den Salon, in dem sie Finetta Dart aber nicht mehr vorfand. Auf ihr Schellen erschien der Diener.

„Die Dame ist fort, gnädige Frau. Ein Herr kam, um sie zu sprechen, und sie sind dann beide zusammen fortgefahren. — Nein, hinterlassen hat sie nichts für Sie, gnädige Frau."

(Fortsetzung folgt.)

Kopfgeräusche?

4 Tage Behandlungen Frei

Das Bedauernswerte dieser Kopfgeräusche, dieser andauernden — störenden Geräusche in Ihrem Kopf! Sie haben zeitweilig gedacht, daß das Leben kaum lebenswert sei.

Vielleicht wird Ihr Gehör bereits schwächer. Selbst wenn es noch gut ist, haben Sie die weitere Last der Erkenntnis, daß diese Kopfgeräusche die Vorzeichen einer kommenden Taubheit sein mögen.

Sie mögen diese Kopfgeräusche nur gelegentlich, oder bei einer Erkältung haben, aber trotzdem liegt die Gefahr einer schlimmeren Entwickelung vor. Sie brauchen eine sofortige Behandlung.

Der Ohrenspezialist Sproule hat eine Behandlungsmethode studiert und praktisiert, die vielen Leuten, die an Kopfgeräuschen litten, angenehme Linderung verschafft hat. Diese Behandlung hat bewirkt, daß in vielen Fällen das Klingen aufhörte und der Kopf so klar wurde wie der Klang einer reinen Glocke. Um Ihnen diese Methode zu veranschaulichen, bietet er Ihnen eine 4 Tage lange kostenlose Behandlung an.

Verschenkt

Diese Einführungsbehandlungen werden frei angeboten. Wenn Sie eine wünschen, schreiben Sie heute darum. Sie können diese Methode selber ausprobieren. Sie können dann sehen warum sie Erfolg brachte, wenn andere versagten.

Ohrenspezialist Sproule möchte allen helfen, die an Kopfgeräuschen leiden. Er weiß welches Leiden die Geräusche von entweichendem Dampf —das Glockenklingen im Ohr — das Singen von Heuschrecken oder Insekten — das Summen — das Puffen — das entfernte Gebrause — das dumpfe schwere Klopfen — bringen. Daher bietet er seine Behandlung **frei** an für alle, die sofort darum schreiben. Durch diese Methode erfreuen sich viele Leidende einer vollständigen Ruhe, anstatt der brausenden Geräusche, bei der natürliche Laute rasch und deutlich gehört werden.

Setzen Sie sich sofort hin und schreiben Sie eine Postkarte oder Brief in dem Sie, um die Probebehandlung — frei — gegen Kopfgeräusche ersuchen. **Unterzeichnen Sie Ihren vollen Namen und Adresse und senden Sie es jetzt ab. Die Behandlung wird mit wendender Post Ihnen zugehen und wird Sie nichts kosten.**

Zögern Sie nicht — schreiben Sie **jetzt**, deutsch oder englisch an

EAR SPECIALIST SPROULE,

24 Cornhill Building, Boston, Mass.

Der rollende Tod.

Skizze von Kurt Mathias Ektaim.

Der Luxuszug preschte durch die amerikanische Landschaft. Der Herr mit dem Monokel sah gelangweilt durch die hellen Scheiben und sagte: „Nein, grundsätzlich nicht. Auf keinen Fall! Man soll sich nicht mit Untergebenen auf zu vertrauten Fuß stellen. Dann werden sie nur zudringlich und frech."

Doktor Bosworth schüttelte den Kopf: „Man darf es doch. Man muß es nur können. Gewiß müssen Sie Lehrgeld bezahlen. Ich habe es getan und es nicht bereut. Sehen Sie, erst gestern, kurz nachdem wir von New York abgefahren waren, während Sie schliefen, lieber Donald, hatte ich ein Gespräch mit einem Untergebenen, wie Sie das nennen. Es war sehr interessant. Oder nicht mal das, denn eigentlich bin ich gar nicht recht zu Worte gekommen."

„Sehen Sie!"

„Ich freue mich, daß ich nicht zu Worte gekommen bin. Denn ich habe eine gute Geschichte gehört. Der Mann, der die Fahrkarten nachsah, war früher Lokomotivführer. Jetzt ist er zu

DUCHESS OF ATHOLL PASSING QUEBEC BRIDGE

CHATEAU FRONTENAC ON HEIGHTS OF QUEBEC

Der Wasserweg nach Europa. — Wenige Amerikaner kennen alle die Schönheiten der Natur und Architektur, die sich ihm auf dem Wasserwege bei einer Fahrt über den St. Lawrence-Strom nach Europa zeigen. 1,000 Meilen weit erstreckt sich der riesige Strom in das Land hinein und führt soviel Wasser mit sich, daß selbst die großen 20,000 Tonnen-Dampfer keine Schwierigkeiten haben, bis nach Montreal zu fahren. Einer der schönsten Teile der Fahrt ist von Montreal nach Quebeck. Man fährt unter der riesigen Eisenbrücke hindurch, wie auf dem Bilde oben zu sehen ist. Man passiert alte französisch-kanadische Dörfer und sieht ab und zu noch eine alte Windmühle in Tätigkeit. Einen großartigen Eindruck aber macht bei der Einfahrt in Quebeck das Schloß Frontenac, das über allen anderen Häusern der Stadt hervorragt.

alt dazu. Wirklich, das war bessere Arbeit, eines Mannes würdiger, wie er sagte. Eine Arbeit voller Spannung und auch voller Gefahren. Soll ich Ihnen wiedergeben, was er mir erzählt hat?"

„Na, denn man los!"

„O'Neil ist der Name des Mannes. Er war also Lokomotivführer. In den Rocky Mountains. Eines Morgens steht er wieder, zur Abfahrt bereit, an seiner Maschine. ‚Dad!' ruft da plötzlich eine Stimme. Er blickt hinaus. Sein Söhnchen steht draußen. Der Junge kommt herauf geklettert: ‚Vater, wir machen heute einen Ausflug. Die ganze Schule.'

‚Oho, so', sagt der Vater.

‚Und wir fahren mit Deinem Zug', fährt der Junge stolz fort. ‚Du fährst die ganze Schule. Vater! Sag' mal, darf ich bei Dir auf der Maschine bleiben?'

‚Nein', gibt der Vater schroff zurück. Denn der Junge hatte es sich in den Kopf gesetzt, Lokomotivführer zu werden. Die Eltern aber wollten ihn zum Doktor machen.

‚Laß mich bei Dir bleiben, ich will ja nur zugucken, wie Du die Maschine bedienst. Der Lehrer hat es mir erlaubt.'

Der Junge sieht den Vater mit bittenden Augen an. Der sagt: ‚Allright, aber das ist das erste- und letztemal!'

Der Junge strahlt über das ganze Gesicht, und los geht die Fahrt. Draußen scheint die Sonne. Der Alte bedient seine Maschine, der Junge beobachtet alles. Manchmal guckt er zum Fenster hinaus. Plötzlich wendet er sich zu seinem Vater: ‚Was ist das für ein Zug, der uns entgegen kommt?'

Der Vater erschrickt, sieht hinaus und wird totenblaß. Der Zug fährt gerade bergauf, keuchend und prustend. Das geht so bis zur Station ‚Blackbench', von da ab wieder abwärts. Als sich nun der Zug den Berg hinauf müht, kommt ihm tatsächlich ein anderer Zug entgegen.

Und das darf nicht sein. Denn die Strecke ist eingleisig, und es gibt kein Ausweichen. Der Alte sieht schreckensstarr nach vorn, kein Zweifel, da saust mit voller Kraft ein Zug den Abhang herunter.

Hundert Gedanken blitzen durch sein Hirn? Was soll er tun? Dreihundert Kinder befinden sich in seiner Obhut.

Der Alte starrt und sieht: Es sind etwa zehn Wagen eines Güterzuges, die sich in Blackbench wohl losgelöst haben müssen und nun führerlos den Berg herunterrollen, zehn schwer bepackte Güterwagen, den steilen Berg herunter. Was um Himmels willen soll er tun?

Bremsen? Wahnsinn! Das würde den abwärts rollenden Tod nicht aufhalten! Es gibt kein Hindernis, das man diesen zehn Güterwagen entgegenstellen könnte.

O'Neil sieht mit angstvoll aufgerissenen Augen seinen Jungen an, der die Gefahr ahnt!

Ein Ruck! Er bremst. der Zug steht.

Schreckliche

Hämorrhoiden

Dr. Van Vleck entdeckte ein wirkliches Heilmittel, welches Tausende kurierte.

Senden Sie Postkarte für freies Dollar-Probe.

Irgend jemand, der an Hämorrhoiden leidet, machen wir dieses unbegrenztes Angebot: Senden Sie uns Ihre Adresse, und rückkehrende Post wird Ihnen eine reguläre Dollar-Packung von Dr. Van Vlecks dreifachen Absorption-Behandlung für **juckende, blutende, hervorstehende Hämorrhoiden** und ähnliche Hamorrhoidenbeschwerden bringen — alles in einfaches Papier gewickelt — **für freie Probe.**

Dr. Van Vleck, früherer U. S. Arzt, wandte 40 Jahre an, um seine jetzt weltberühmte **Absorption-Methode** zu vervollkommnen. Kein Messer, keine Schmerzen, keine Doktorrechnungen — nur eine einfache Heimbehandlung, die von irgend jemand **ohne Kosten** versucht werden kann. Dann, wenn Sie nach dem Versuch mit der gegebenen Linderung und Behagen vollkommen zufrieden sind, senden Sie uns einen Dollar. Wenn nicht, **kostet es Sie gar nichts.** Sie entscheiden, und **wir halten unser Wort** Wir wissen nicht, wie wir mehr unbeschränktes Vertrauen zu unserem Mittel zeigen können. Es lindert beinahe jeden Zustand und Verfassung von juckenden, blutenden, hervorstehenden Hämorrhoiden, sogar nach lebenslangen Leiden. Wir haben Hunderte von Briefen erhalten, die von dem Erfolg dieses bemerkenswerten, wirkungsvollen Systems erzählen, nachdem alles andere sonst, einschließlich kostspielige und gefahrvolle Operation, fehlgeschlagen haben, sogar nach 20 und 40 Jahre langem Leiden. Die einfachen Fälle sind **oft innerhalb eines einzigen Tages kontrolliert.** Wollen Sie es nicht auf unsere Kosten versuchen?

Adressieren Sie:

Dr. VAN VLECK COMPANY,

Dept. 348 Jackson, Michigan.

Senden Sie kein Geld. Handeln Sie jetzt!

‚Junge', sagt der Alte heiser. ‚Sieh Dir diesen Hebel an!'

‚Ja, Vater.'

‚Das der Bremshebl. Ich werde den Zug jetzt rückwärts fahren lassen, mit voller Geschwindigkeit. Kennst du die dicke alte Buche in der Nähe von Elmsford?'

‚Ja, Vater.'

‚Wenn der Zug an dieser Stelle vorbei gekommen ist, drückst Du mit aller Kraft, die Du hast, den Bremshebel herunter. Hast Du verstanden?'

‚Ja, Vater.'

Der Alte schluckt, sein Gesicht wird hart. Der Zug rollt in rasender Eile rückwärts, flieht vor dem Tod, der ihm in Gestalt von zehn Güterwagen entgegenkommt, rast den Berg, den er mühsam erklommen hat, wieder hinunter. Die zehn rot angestrichenen Wagen rollen wie eine losgelassene Elementarkraft hinterdrein. Die Passagiere haben gemerkt, was los ist. Sie se-

Der Ort für die Sommerferien. — Im Frühjahr bereits zerbricht man sich den Kopf, wo man die wenigen verdienten Ruhewochen der Sommerferien verbringen soll. Einer der schönsten Plätze in Nordamerika ist wohl der Lake Louise in den kanadischen Rockies, wie das Bild zeigt. Die schönsten Szenerien werden dem Reisenden dort geboten. Rechts sieht man die „Riesentreppe" nahe dem See und links einen Burschen der einen Eimer mit Julischnee füllt.

hen zu den Zugfenstern hinaus, ein wildes, wahnsinniges Geschrei ertönt. Todesangst rast durch die Gänge des Zuges, die Kinder weinen.

‚An der Buche — Bremshebel drücken', schreit der Alte und springt.

Springt aus dem fahrenden Zug hinaus. Ein Blick nach vorn: Da kommt der Tod, rot und rollend.

Der Alte greift den Feuerhaken fester und stürzt nach vorn, den herrenlosen Güterwagen entgegen. Da ist eine Weiche, hier mündet ein Geleise, das zu einem jetzt verlassenen Bergwerk führt, ein unbenutztes Geleise, von dem nur noch etwa 50 Meter vorhanden sind. Aber die Weiche ist noch da, der Alte weiß es und stürzt auf den Schnittpunkt der beiden Schienenstränge zu.

Da, hier ist die Weiche, verrostet? Wie?

Er stemmt seinen kräftigen Feuerhaken in die Schienen: Die Weiche funktioniert nicht.

Mit unheimlicher Gleichmäßigkeit sausen zehn Güterwagen heran. Kalter Schweiß steht auf O'Neils Stirn. Dreihundert Kinder sind in Gefahr, sein Junge ist darunter! Er zerrt und würgt, lehnt sich wild dagegen, daß der Feuerhaken sich biegt. Es tut einen Knack. Ist der Feuerhaken zerbrochen? Nein! Es gelang. Die Weiche ist verschoben.

Der Alte taumelt zu Boden. Gerettet, schwirrt es durch sein Hirn. Dreihundert und mein Kind gerettet.

Dann hört er aus tiefer Ohnmacht den herandonnernden Güterzug, hört ihn über die umgestellte Weiche poltern, hört ihn auf dem verrosteten Schienenabschnitt lärmen und hört, wie er an

dessen Ende mit Donnerlaut in den Abgrund stürzt.

Der Junge? Der Junge, zwölf Jahre alt, hatte getan, was ihm sein Vater geheißen. Der Zug hielt in der Nähe von Elmsford. Die Passagiere sprangen heraus, schrien, kein Mensch wußte, was eigentlich los war. . Dann sah man den Güterzug plötzlich von der Strecke verschwinden, hörte, wie er in den Abgrund donnerte, und begriff. Und wieder erhob sich ungeheures Geschrei. Jubelgeschrei. Man rannte dem alten O'Neil entgegn. Man trug ihn auf den Schultern zur Maschine, man tobte. O'Neil sagte kein Wort. Noch saß die Erregung in seiner Kehle. Aber er strich seinem Jungen über das Haar und versteckte auch nicht die Träne, die in seinem Auge glänzte."

Doktor Bosworth schwieg. Dann sagte er ernst: „Diese Geschichte, lieber Donald, danke ich einem ‚Untergebenen'. Nur fürchte ich, O'Neil kann sie doch noch besser erzählen als ich. Wenn Sie gestern nicht geschlafen hätten...."

„Und was ist aus dem Knaben geworden?" fragte Donald.

Da sagte eine Stimme: „Mein Junge, Sir, ist das geworden, was er sich gewünscht hat. Er wurde Lokomotivführer. Ich habe es ihm an jenem Tage versprochen."

Die beiden Freunde sahen den Kontrolleur an.

„Ist er Lokomotivführer — in den Rocky Mountains?" fragte Donald.

„Oh nein, er hat es weiter gebracht. Er fährt einen Luxuszug, Sir."

„Welchen?"

O'Neil lächelte: „Diesen. Mein Junge fährt Sie nach Frisco, es kann Ihnen nichts, aber auch gar nichts passieren!"

Donald nahm sprachlos das Monokel aus dem Auge.

Konjunktur.

Auf einmal, ehe man sich's versah, war ein tüchtiger Regen losgebrochen. Hals über Kopf flüchteten die Gäste von Pockhorns Garten-Etablissement in die große Veranda, installierten sich dort, so gut es eben ging, mit ihren Biergläsern und Kaffeetassen, mit Kuchentellern und Stullenpaketen, und bald kümmerte sich keiner mehr um den niederrauschenden Regen. Nur die beiden Kellner, die in der Veranda bedienten mußten unverdrossen durch das himmlische Naß traben, vom Ausschank im Hauptgebäude zur Veranda und zurück, denn die dumpfe, trockne Luft in der Veranda machte Durst. Herr Pockhorn, der geschäftstüchtige Wirt, übersah mit Feldherrnblick die Lage, winkte die beiden Kellner heran und raunte ihnen zu:

„Gläser für die Veranda bloß dreiviertel voll schenken lassen und langsam durch den Regen gehen! Verstanden?"

Ahnungsvoll.

Großvater: „Nun, Karlchen, du schaust ja heut so ernst in die Welt!"

Karlchen: „Ja, Großpapa, ich glaube, dein Sohn wird dir heut abend wieder mal das Leben verbittern!"

Wie eine Frau 20 Pfund Fett verlor

Verlor ihr Doppelkinn.

Verlor ihre starken Hüften.

Verlor ihre Schwerfälligkeit.

Gewann Körperkraft.

Gewann an Lebhaftigkeit.

Gewann eine wohlgeformte Figur.

Wenn Sie fett sind — beseitigen Sie zuerst die Ursache!

Kruschen Salts enthalten die 6 Mineralsalze, die Ihre Körperorgane, Drüsen und Nerven haben müssen, um richtig zu arbeiten.

Wenn Ihre Hauptorgane ihre Arbeiten nicht richtig verrichten — können Ihre Därme und Nieren die untauglichen Materialien nicht abstoßen — und ehe Sie es merken—werden Sie unangenehm fett!

Nehmen Sie einen halben Teelöffel voll **Kruschen Salts** in einem Glas heißem Wasser jeden Morgen—gehen Sie nach 3 Wochen auf die Wage und beachten Sie wie viele Pfund Fett verschwunden sind.

Beachten Sie auch, daß Sie an Energie zugenommen haben — Ihre Haut ist rein — Ihre Augen glänzen von großartiger Gesundheit — Sie fühlen körperlich jünger — lebhafter im Denken. **Kruschen** wird jeder fetten Person eine freudige Ueberraschung bereiten.

Kaufen Sie eine 85c Flasche **Kruschen Salts** von irgend einem Apotheker in Amerika. (Genügend für 4 Wochen). Wenn diese erste Flasche Sie nicht überzeugt, daß dies die leichteste, ungefährlichste und sicherste Weise ist Fett zu verlieren —wenn Sie keine bedeutende Besserung Ihrer Gesundheit bemerken — so wunderbar energisch — lebhaft—wird Ihnen Ihr Geld mit Vergnügen zurückerstattet.

Tadza und der Germane.

Eine historische Studie aus dem alten Aegypten von **Henry P. M. Finkler.**

Auf dem Sklavenmarkt in Khinensu,, von den Griechen Heracleopolis genannt, herrschte reges Leben. — Die Sklavenhändler waren eingetroffen und mit blonden Jünglingen, die sie von den nördlichen Ufern des Schwarzen Meeres geholt hatten. — Es war dies ein gefährlicher, kostspieliger Handel und dementsprechend wurden auch hohe Preise für diese Jünglinge verlangt. — Sie waren Germanen, auf ägyptisch Tamehu, die zu jener Zeit ihren Wohnsitz im südlichen Rußland hatten, ehe sie zweitausend Jahre später in das römische Reich einfielen. — Infolge ihrer Treue und ihres Mutes waren die jungen Germanen bei den alten Aegyptern sehr beliebt. — Diese Jünglinge hatten bereits Unterricht in der ägyptischen Sprache und in gewissen Zeremonien, die im ägyptischen Haushalt gebräuchlich waren, genossen. — Gerade stand ein schöner Jüngling auf dem Podium, blondhaarig, blauäugig und von schönem Ebenmaß der Glieder. — Er war nur mit einem Lendentuch bekleidet und bereits 50 Silberstücke waren für ihn über den Minimumpreis geboten. — Da kam eine Sänfte über den Platz, in der eine junge Aegypterin saß, die, als sie den jungen Sklaven erblickte, ihren Sklavenaufseher hinschickte, um nach dem Preis zu fragen. Bereits 60 Silberstücke ist der Ueberpreis, lautete die Antwort. Biete siebzig, biete neunzig, rief die junge Aegypterin zurück. — Als die Käufer erstaunt nach der Sänfte sahen, erkannten sie das schöne Mädchen. „Es ist Tadza, unsere große Tadza, laßt ihr den Sklaven für neunzig Silberstücke," so hallte es aus der Menge. — Der Sklavenhändler verneigte sich tief und brachte den Sklaven zur Sänfte. er erhielt den hohenPreis bezahlt u. der neue Sklave folgte dem Oberaufseher und der Sänfte, die bald vor einer in einem lieblichen Palmengarten gelegenen ägyptischen Villa anhielt. — Die Sklavinnen eilten herbei, um ihre Herrin zu empfangen. — Der junge, blonde Germane ließ sich auf die Knie nieder, als Tadza an ihm vorüberschritt, um dann dem Oberaufseher in die Villa zu folgen. — In ihren Gemächern angelangt rief Tadza die erste Sklavin und den Oberaufseher zu sich, um ihnen hinsichtlich des neuen Sklaven ihre Vorschriften zu erteilen. Er sollte zukünftig stets zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz bereit sein und vor ihrem Schlafgemach seine Lagerstätte haben. — Nach einer Stunde erschien der neue Sklave vor seiner Herrin, um ihr einen Trunk zu reichen. —Er war in ein weißes Gewand gehüllt mit blauer Einfassung und seine blonden Locken schmückte ein blaues Band. — Der junge Germane war in der Tat ein schöner Jüngling. —Bald füllte sich Tadzas Gemach mit

Ueberreste eines ägyptischen Tempels, 12. Dynastie

Freundinnen, die erfahren hatten, daß sie einen so wertvollen und schönen Sklaven erworben hatte. — Er kniete noch vor Tadza, um ihre weiteren Befehle zu vernehmen, als sie ihn fragte: „Sage uns, wie du heißt." — Der junge Sklave erwiderte: „Ich heiße Teja, mein Vater ist Tosila, ein freier Mann und Held in meiner Heimat." — „Gut Teja," redete ihn Tadza mit sanfter Stimme an, „du sollst von nun an mir treu dienen und mich beschützen." — Da trat der Oberaufseher zu Tadza und überreichte ihr einen Speer, den sie entgegennahm und Teja mit den Worten übergab: „Hier ist das Zeichen deines Amtes, sei fortan mein Beschützer." — Teja nahm kniend den Speer in Empfang, dann sprang er auf und schwang ihn dreimal über sein Haupt, indem er ausrief: „Bis in den Tod will ich dich schützen!" Tadza, ihre Gäste und alle Sklaven blickten mit Bewunderung auf diese herrliche Gestalt. — Es war schon spät, als die Gäste aufbrachen. Der Vollmond beleuchtete feenhaft die ägyptische Landschaft und die Sterne hingen wie leuchtende Kugeln am tiefblauen Himmel. — Da fragte Tadza den jungen Germanen, der ihr gefolgt war: „Kannst du auch singen?" — Teja verbeugte sich, holte schnell eine Lyra, schlug einige Akkorde und sang dann mit einer schönen Tenorstimme ein altgermanisches Lied. — Was der Text dieses Liedes war, das sagen uns die alten ägyptischen Hieroglyphen nicht.

2.

Vor Tadzas Schlafgemach hatten die Sklaven das Lager für Teja bereitet. Tadza war noch nicht eingeschlafen, sie konnte keine Ruhe finden, unruhig warf sie sich auf ihrem Lager hin und her. — Da plötzlich stand sie auf, nahm die ägyptische Oellampe und ging leisen Schrittes bis zu den schweren Vorhängen, die ihr Schlafgemach von dem Vorgemach trennten. — Dort blieb sie stehen, um zu lauschen, doch hörte sie nur ihr Herz klopfen. — Langsam hob sie die Vorhänge auf und beugte sich hinaus, um zu sehen, ob ihre Befehle auch ausgeführt waren. — Auf seinem einfachen Lager lag Teja. — Er schlief. — In der einen Hand hielt er den Speer mit der anderen stützte er sein blondes Haupt. — „Wie schön bist du Teja," sprach leise Tadza, doch wollte sie ihn nicht wecken und mit einem leisen Seufzer ließ sie den Vorhang wieder fallen. — Schnell eilte sie zu ihrer Schlafstätte zurück und da sie jetzt beruhigt war, schlief sie bald ein und ein glückliches Lächeln machte ihre schönen Gesichtszüge noch lieblicher, als die Sklavin eintrat, um nach ihrer Herrrin zu sehen. —

3.

Die schöne Tadza war eine Tänzerin unter dem Schutze eines Hohenpriesters des Osiris-Tempels.

Sie tanzte bei den Festlichkeiten im Tempel und in den Palästen der Großen. — Wie uns die Hieroglyphen berichten, war sie eine hervorragende Tänzerin und der Liebling des Volkes. — Ihr Bildnis auf dem Sarkophag läßt auf eine große Schönheit schließen. Wahrscheinlich stammten ihre Eltern aus Lybien, weshalb ihre Hautfarbe auch heller als die der Aegypter war. — Gegen Ende der Regierungsperiode der Könige der 12. Dynastie (etwa 2250 vor Chr.) hatte Aegypten eine hohe Zivilisation erreicht. — Kunst und Handel blühten, und infolge Anlage von Kanälen und eines künstlichen Sees, auf ägyptisch Tashe oder auf griechisch Moeros genannt, wurde das Land gut bewässert und ergab reiche Ernten. — Elend und Hunger waren daher während dieser glücklichen Periode unbekannt. — Es gab Schulen und die medizinische Wissenschaft hatte eine so große Bedeutung gewonnen, daß es Spezialärzte für verschiedene Krankheiten gab, und bei Operationen wurden Narkosen angewandt, von einer Pflanze Mandragora hergestellt, auch wird ein Lapis Memphiticus erwähnt. — Ferner berichten die Hieroglyphen von Schauspielern und Tänzern, die Vorstellungen für das ganze Volk und die großen des Landes gaben. — Die Könige der 12. Dynastie bauten Pyramiden, Obeliske, Tempel und Paläste, unter denen das sogenannte Labyrinth in der Nähe des Moeris-Sees zu den Wundern der ägyptischen Baukunst zählte. — Außer Memphis und Theben blühte die Stadt Heracleopolis, auf ägyptisch Khinensu, nördlich von Theben und in der Nähe des Labyrinths gelegen. Infolge ihres blühenden Handels wurden dort Paläste und Tempel gebaut und genoß die Stadt ein großes Ansehen, weshalb sie „die Große" auf ägyptisch „Akhnas" genannt wurde. — Unter den Tempeln war der „Osiris-Tempel" der größte und schönste. Heracleopolis war stolz auf dieses Bauwerk, das ein königlicher Prinz errichtet hatte, der nun das Amt des Hohenpriesters bekleidete. Er genoß große Beliebtheit beim Volke, namentlich seitdem er den Osiris-Dienst verschönert hatte durch symbolische Tänze, welche die gefeierte Tadza einmal in der Woche ausführte.

4.

Ein jüngerer Bruder des Hohenpriesters war zu Besuch in Heracleopolis eingetroffen. Er war Feldherr und hatte in Nubien große Erfolge erzielt. Es sollten nun zu seinen Ehren verschiedene Festlichkeiten stattfinden, darunter ein Festdienst im Tempel zu Ehren von Osiris und Ra und eine Bootfahrt zur Zeit des Vollmondes auf dem Nil.

Tadza hatte einen neuen Tanz zu Ehren des Gottes Ra ausgedacht und wie uns die Hieroglyphen auf dem Sarg des Hohenpriesters berichten, war dieser Tanz ein so großer Erfolg, daß Tadza mit kostbaren Geschenken überhäuft wurde. Teja nahm am Tanz auch teil. Er stellte symbolisch den Sonnengott „Ra" dar. — Weiß und gold war seine Bekleidung und im Hintergrund spiegelten sich die Strahlen der Sonne in einem vergoldeten großen Diskus. —

Am Abend fand die Nilfahrt bei Vollmond statt. — Wie uns die Abbildungen zeigen, besaßen die ägyptischen Nilboote der damaligen Zeit hinten ein Doppeldeck, auf dem die geladenen Gäste Platz genommen hatten — darunter der Hohepriester, der Feldherr, Tadza und ihr Gefolge mit Teja, dem schönen germanischen Sklaven oder „Tamehu", wie die Aegypter die blonden Germanen nannten. Man war vergnügt und guter Dinge. Auf dem Vorderdeck waren Köche und Sklaven bemüht auf Holzkohlenfeuer Wachteln am Spieß und schmackhafte Fische in Olivenöl zu braten, andere bereiteten heißen Cypernwein, der bei den Aegyptern zu jener Zeit sehr beliebt war. — Plötzlich verdunkelte ein heftiger Wirbel von Sand den schönen Vollmond. — Der Steuermann versuchte näher an das Ufer zu gelangen, aber durch den Sandsturm sah er eine Sandbank nicht,, auf die das Schiff auflief, wodurch Hunderte von Krokodilen aufgescheucht wurden, die nun das Schiff umschwammen, das sich auf die Seite gelegt hatte. — Einige Behälter mit glühenden Holzkohlen fielen um und das mit Olivenöl getränkte Deck fing sofort Feuer. — Eine Panik entstand. Die Sklaven ließen Behälter in den Nil, um mit Wasser das Feuer zu löschen, was aber nicht viel half, sondern nur große Rauchwolken verursachte, welche die Gäste zu ersticken drohten. —

Teja, der junge Germane, erkannte die große Gefahr und sichtigte trotz Rauch und Sturm am Ufer die Umrisse eines größeren Bootes. — Er bat seine Herrin, sich ruhig zu verhalten, warf seine Umhüllung fort und sprang, die gefährlichen Krokodile nicht achtend, so weit als möglich in den Nil, um in wenigen Minuten glücklich das Ufer zu erreichen. Hier löste er das Boot so rasch als möglich von dem Ankerpfosten und stieß es mit einer langen Stange zum brennenden Schiff. Dort angelangt hielten es die Sklaven fest. Teja sprang auf das Schiff zurück, legte rasch seine Umhüllung an, nahm die schöne Tadza auf seinen Arm und brachte sie glücklich, gefolgt von den Sklaven, aufs Boot. Dann half er dem Hohenpriester und dessen Bruder. Als alle Gäste und Sklaven gerettet waren, stieß er das Boot vom brennenden Schiff ab. Es war höchste Zeit, denn nun brannte es lichterloh und beleuchtete weithin den Nil und die Umgegend. — Viele Menschen mit den bekannten ägyptischen Eseln hatten sich inzwischen am Ufer angesammelt. —

Frauen!

Bei ausgebliebener, unregelmäßiger oder schmerzhafter, monatlicher Periode, gebrauchen Sie meine europäische Medizin. Preis $3.00. Schreiben Sie mit Vertrauen an: Mrs. Greta J. Leskovar, 507 E. 73rd Str., New York, N. Y.

Als Tadza ans Land getragen war, stand für sie ein Esel bereit, ebenso für den Hohenpriester und seine Gäste. Es war aber noch ein langer mühsamer Weg, ehe Tadza ihre Villa erreichte und von den Sklavinnen in das Schlafgemach gebracht wurde. Tadza war erschöpft und so war es auch der treue Germane Teja. —

5.

Am folgenden Tage wurden viele Geschenke von Sklaven nach der Villa gebracht, denn die kühne Tat des jungen Teja hatte sich wie ein Lauffeuer in der Stadt und Umgegend verbreitet. — Der Zufall wollte es, daß die Schwester des Pharao auf Besuch im Labyrinth weilte und ihr von dem braven, schöne Germanen erzählt wurde. Sie ließ den Hohenpriester zu sich kommen, der ihr einen genauen Bericht erstatten mußte. Als sie von der Schönheit und Tapferkeit des jungen Germanen hörte, da beauftragte die Prinzessin den Hohenpriester, den Sklaven für ihre eigene Bedienung zu kaufen, welche Summe die schöne Tadza auch für ihn verlangen möge. Es war ein schwerer Gang für den Hohenpriester zur schönen Tadza, denn er wußte, wie stolz sie auf den treuen Tamehu war und welch wichtige Dienste er ihr auch bei den symbolischen Tempeltänzen leistete. — Als er bei Tadza eintraf, fand er sie noch auf ihrem Lager liegend. Er überbrachte wertvolle Geschenke für sie und für ihr Gefolge.

Als er aber von dem Besuch bei der Schwester des Königs berichtete, da wurde Tadza immer aufgeregter und ehe der Hohepriester den Wunsch derselben aussprach fiel sie ohnmächtig auf ihr Lager zurück. — Es folgten nun aufregende Tage für den Hohenpriester und Tadza, die wohl wußte, daß sie sich dem Befehl der Prinzessin nicht widersetzen konnte. Sie war daher bereit, ihr den Sklaven als Geschenk zu übergeben, falls sie die schriftliche Versicherung erhielt, daß Teja nicht getötet würde. — Es war nämlich ein Gebrauch am ägyptischen Hofe der Pharaonen, schöne Sklaven in die Behälter der heiligen Krokodile zu werfen, wo sie von denselben in Stücke gerissen und verschlungen wurden, falls die Gefahr nahe lag, daß sich die Prinzessinnen in diese schönen Sklaven verlieben könnten. — Diese Gefahr lag bei Teja, der ungewöhnlich begabt und schön war, sehr nahe und Tadza wollte ihn vor derselben bewahren. — Im Sarkophag der schönen Tadza fand man in einem steinernen Trichter verwahrt, diese eigenartige Papirusrolle, worin die Prinzessin versprach, den Temahu Teja beschützen zu wollen.

6.

Diese aufregenden Tage hatten den Gesundheitszustand der schönen Tadza sehr angegriffen. Der väterliche Hohepriester war ein täglicher Besucher. Er brachte ihr Geschenke u. rief die berühmtesten Aerzte an ihr Krankenlager. Ihre Freundinnen und Sklaven taten auch ihr bestes, um Tadza zu pflegen, aber alle Bemühungen

waren vergebens. Der Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag und eines Morgens schlossen sich die schönen Augen Tadzas für immer. — Die Trauer um Tadza war allgemein. Wohl selten hatte eine Aegypterin, die nicht Königin oder Prinzessin war, einen so kunstvollen Sarkophag erhalten. Derselbe war mit Hieroglyphen bemalt und unter ihrem Bildnis lassen sich noch deutlich die so wahren Worte erkennen: „Mitten im Leben sind wir vom Tode umfangen!“ Außerdem konnte man den oberen Teil des Sarkophags wie ein Fenster öffnen und

Triumphzug des Pharao, 12. Dynastie

sah man dann die Mumie Tadza's, die mit ihrem kunstvoll ausgeführten Bildnis bedeckt war. In der äußeren Umhüllung des Sarkophags fand man wertvolle Ketten aus blauem Fayence, Armbänder, Ringe, Vasen, Gefäße, Puppen, Musikinstrumente wie Laute u. Lyra. In der Grabkammer stand Tadza's Sarkophag neben dem des Hohenpriesters, auf dem in Hieroglyphen die geschilderte Lebensgeschichte der schönen Tadza und des jungen Germanen niedergeschrieben war. — Ueber des tapferen Teja Zukunft war nur kurz erwähnt, daß er der Schwester des Pharao treu diente und einen Bruder seiner Herrin vom Tode errettete, wodurch er zu hohen Ehren gelangte. — Was die Krankheit der schönen Tadza gewesen ist, darüber geben uns die Hieroglyphen keine Auskunft. Sie hatte sich wohl in den mutigen Germanen verliebt und der Hoffnung hingegeben, daß derselbe durch den Einfluß des Hohenpriesters und Feldherrn vom König zu einem freien Mann gemacht würde, damit sie ihn dann heiraten könnte. Leider zerstörte die Prinzessin diese Hoffnung und damit auch ihre Lebenskraft. — Vermutlich hatte der Hohepriester den Sarkophag mit der Mumie der schönen Tadza in einem der Gemächer des Tempels aufbewahrt. Inzwischen ließ er seinen eigenen Sarkophag mit den Hieroglyphen über Tadzas, Tejas und sein eigenes Schicksal herstellen, sowie die Grabstätte, in der dann nach seinem Ableben sein und Tadzas Sarkophag beigesetzt wurden. Einige tausend Jahre blieb diese Grabstätte ungestört bis unsere wißbegierige Zeit auch diese Grabkammer entdeckte und die beiden Sarkophage für immer trennte.

MALZ-KAFFEE

Hochfeinster Qualität

100 Pfund Pakete $9.00
50 Pfund Pakete $4.50
20 Pfund Pakete $2.00

Probe und Zirkulare frei.

MILWAUKEE IMPORTING CO.
1534 No. 37. Str., N Milwaukee, Wis.

Freie Probe
für
Rheumatismus-Leidende.

Rose Rheuma Tabs ist ein einfaches, bewährtes Mittel, das schon Tausenden von Rheumatismus-Leidenden Linderung von Schmerz und Qual verliehen hat. Es ist wirklich erstaunend, schreiben unsere Kunden, wie schnell sie ihre Geschwulst, Pein und Steifheit verloren haben. Sei Ihr Fall auch noch so chronisch oder hartnäckig, ob Sie ein Jahr oder zehn Jahre leiden, und auch schon allerlei Mittel ohne Hilfe angewandt haben, wir laden Sie ein, sofort ein volles Paket Rose Rheuma Tabs zu bestellen, und es einer 7-tägigen **freien Probe** in Ihrem Hause zu unterziehen.

Frei — auf unsere Kosten.

Wir verlangen keinen Cent im Voraus. Schickt nur Namen und Adresse. Wir schicken Ihnen sofort ein volles Paket, postfrei, sicher verpackt, zu prüfen, proben und versuchen 7 Tage lang. Falls befriedigt mit dem Resultat, können Sie weiterfortfahren. Die freie Probe kostet Ihnen nicht einen Cent und Sie verpflichten sich zu garnichts. Hunderten ist schon durch dies einfache Hausmittel geholfen worden. Verpaßt diese Gelegenheit nicht, wenn Sie an Rheumatismus leiden. Schreibt gleich!

ROSE RHEUMA TAB CO.
Dept. A-3,
3516 W. Irving Avenue, Chicago, Ill.

7.

Ungefähr 2,000 Jahre vor Christus hatten die Kulturvölker der alten Welt in Aegypten unter der 12. Dynastie und in Babylon unter König Hammurabi einen großen geistigen und materiellen Aufschwung zu verzeichnen, genau wie es jetzt ungefähr 2,000 Jahre nach Christus bei den modernen Kulturvölkern in Europa und Amerika der Fall ist.

Durch moralische und religiöse Verirrungen und allzu großem Materialismus ging es aber bei den alten Kulturvölkern oft schnell bergab. Unsere Gegenwärtige Kultur scheint auch einer Krisis entgegen zu gehen, wann dieselbe eintreten wird, läßt sich heute noch nicht voraussagen. — Das Schicksal der Nationen ist ein Kreislauf. Auf mühsames Emporkommen folgt eine Periode materieller Größe, um dann durch Kriege und andere Ereignisse manchmal langsam, manchmal plötzlich unterzugehen. Es ist ein stetes Werden und Vergehen, aber ewig wahr bleiben die Worte des Hohenpriestrs, die er auf den Sarkophag der schönen Tadza schreiben ließ: „Mitten im Leben sind wir vom Tode umfangen." — Denke daran, o sterblicher Leser! —

Im Gegenteil.

Arzt (bei der Untersuchung): „Haben Sie viel über Durst zu klagen?"

Der Patient: „Im Gegenteil, ich freue mich darüber!"

Englischer Humor.

Um das Interesse der Schüler anzuregen, wählt der Lehrer als Thema des nächsten Klassenaufsatzes die Beschreibung eines Fußballspiels. Mit einer einzigen Ausnahme machten sich die Jungens mit Feuereifer an die Aufgabe, und die abgelieferten Arbeiten erwiesen sich als vortrefflich. Nur einer der Jungen kaute an seinem Federhalter, aber auch ihm kam schließlich die Erleuchtung. Als der Lehrer sein Heft öffnete, las er die ironische Bemerkung: „Wegen des starken Regens fällt das Spiel heute aus."

Der neue Wohnungsbau in Deutschland

Von Oberbaurat Johann Grobler.

„Wo die Sonne nicht hinkommt,
kommt der Arzt ins Haus."

Die Bebauung einer Stadt ist der Spiegel ihrer Kultur. Im allgemeinen erkennt der Mensch am äußeren Kleid eines Hauses leicht die Zeit, in der es gebaut wurde, und macht Rückschlüsse auf den Architekten und den Bauherrn. In das Innere eines Hauses sieht der Laie naturgemäß seltener. Und doch ist gerade der Grundriß, also die Lage der Zimmer und die Anordnung und Abmessungen des Hofes, oft von viel größerer Wichtigkeit als das äußere Kleid. Aus den Kunst- und Kulturgeschichten erfährt man wohl einiges Interessante über die Wohnungen der Begüterten, da diese Häuser im allgemeinen durch Architekten von Ruf erbaut wurden. Ungleich wichtiger ist aber die Behausung des kleinen Mannes; denn das Volkswohl und -wehe wird nicht bestimmt durch die wenigen Prozente Begüterter, sondern durch die gewaltige Ueberzahl Unbemittelter. Auf den Gesundheitszustand dieser 99 Prozent, auf ihre Schaffenskraft und ihre Gemütsverfassung kommt es für das gesamte Land vor allem an.

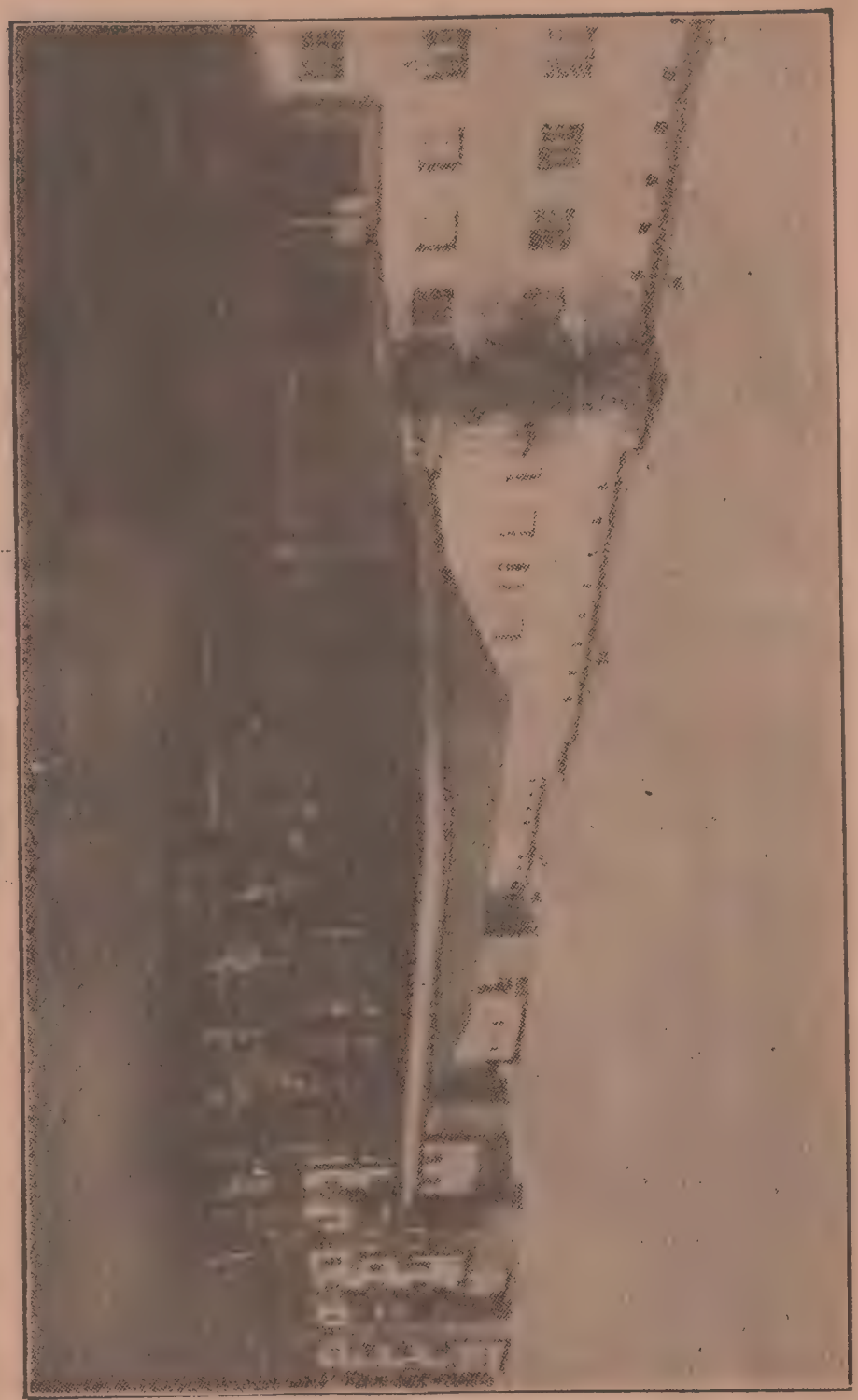
Die Aerztewelt und die Fachwelt sind sich einig in der Erkenntnis,, das in bezug auf die Hygiene der Wohnung nicht genug getan werden kann. Und hier war es erst der neueren Zeit vorbehalten, für die Wohnung des Volkes etwas zu leisten. Die Wohnungen unserer Vorfahren spotteten aller Hygiene. Vom Altertum bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte das kleine Volk in oft fast unbelichteten Wohnungen an engen Höfen, in die weder Sonne noch Luft gelangen konnten. Viele Wohnungen besaßen als Schlafzimmer sogenannte Alkoven, das sind Räume ohne jedes Fenster, die nur von einem anderen Zimmer — also aus zweiter Hand — belüftet werden konnten. Die Wohnungen der sogenannten Seitenflügel waren nicht durchlüftbar. Bei der bekannten Scheu des Volkes vor frischer Luft wurden die Fenster selten geöffnet. In den Winkeln dieser muffigen Zimmer setzten sich die Bakterien aller Art fest. Nirgends herrschten die Tuberkulose und andere Volksseuchen mehr, als in diesen luft- und sonnenarmen Behausungen des niederen Volkes. Zu allen diesen hygienischen Wohnungsübeln kamen noch die sozialen und ethischen Nachteile. Wie sollen Arbeitsfreudigkeit und Familienglück sich einfinden, wo soll Sonne im Herzen ihren Schein ausbreiten, wenn die äußere Sonne fehlt, wenn jede Familie unter Krankheit u. schlechter Stimmung zu leiden hat. Und nicht vergessen wollen wir die Not der Jugend, deren Spielflächen die staubigen, von Wagen aller Art befahrenen, engen Straßen oder der Hof des Hauses sind. Der verstorbene Maler Zille hat uns in seinen Bildern ein anschauliches und leider nur zu lebenswahres Bild gegeben, wie es auf diesen alten Großstadthöfen aussieht. Da spielen die Kinder des Hauses auf einer Hoffläche, die nicht viel größer ist als ein geräumiges Zimmer, umgeben von den Mauern der hohen fünfgeschossigen Häuser. Und auf diesem Miniaturhofe sind zu allem Ueberfluß noch untergebracht die Utensilien und Wagen der Handwerker im Hause und nicht zuletzt auch die Müllkästen und die Teppichklopfstange.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts meldeten sich die ersten Stimmen, die eine Aenderung in der Bauweise verlangten. Man begann zu erkennen, daß es unserer Kultur unwürdig sei, Volksgenossen in solchen Zuständen hausen zu lassen, und man errechnete, daß es wegen der gesundheitlichen Schädigungen nicht einmal ökonomisch vorteilhaft sei. Man forderte energisch eine weiträumigere Bebauung, man forderte Spiel- und Sportplätze, man forderte Grünflächen für Spaziergänge und für die Erholung.

Diesen Forderungen Geltung zu verschaffen, war erst der neuesten Zeit vorbehalten; denn der Krieg und die Lähmung auf dem Baumarkte lange Zeit vor dem Kriege ließen eine Aenderung nicht aufkommen. Jetzt aber erscholl mit aller Macht der Ruf nach Luft, Licht und Sonne im Hause und außerhalb des Hauses. Der Sport, das Wandern, das Baden in Wasser, Luft und Sonne ergriffen fast das ganze Volk. Die Menschen verschließen sich nicht mehr in ihren dunklen Wohnungen, sondern suchen jede freie Minute des Tages in der frischen Luft zu verbringen. Und die Familie, die keinen eigenen Garten hat, will wenigstens einen sonnigen Balkon oder eine Loggia ihr eigen nennen.

Die Bebauung wird weitläufig. Am liebsten will man jetzt für jedes Zimmer Sonne haben. Unter dem Einfluß dieser Forderung, die von der einsichtigen Fachwelt schon vorausgeahnt war, werden jetzt große, an den früheren Verhältnissen gemessen ungeheure Höfe verlangt. Die Bauordnung, z. B. von Berlin, verbietet geradezu die Bebauung der Hofflächen bei Wohnhäusern. Es gibt also im Grunde genommen nur noch Vorderwohnungen; der so überaus verwerfliche Unterschied zwischen den Mitern des Vorderhauses und des Hinterhauses, der so viel Erbitterung ins Volk getragen hat, ist beseitigt. Heute ist jeder, der eine Neubauwohnung bezieht, Mieter des Vorderhauses.

Im Innern des Baublocks, das früher zahllose Hintergebäude und winzig kleine Höfe in sich schloß, sieht man jetzt eine einzige ungeteilte



Hof einer neuen Siedlung in Berlin

Fläche mit Bäumen und Sträuchern, Blumen und Rasen. Auf dieser Fläche befinden sich die Spielplätze für die Kinder; oft auch Unterkunftshäuschen, die den Kleinen bei schlechtem Wetter Schutz bieten. Man ist sogar so weit gegangen, in diesen Wohnblöcken Spielschulen einzurichten, in denen die Kinder gegen geringes Entgelt unter Aufsicht spielen und in Abwesenheit der Mutter sogar ihre Mahlzeiten einnehmen können.

Jetzt endlich kann sich ein freies, gesundes und widerstandsfähiges Volk entwickeln, das in der Jugend die zur späteren Arbeit notwendigen Kräfte heranbildet und das im erwerbsfähigen Alter nach der Arbeit Ruhe in gesunder Wohnung und Erholung in Garten, Wald und auf der Freifläche findet.

Vielleicht werden spätere Zeiten die heutigen Anforderungen für übertrieben ansehen, vielleicht aber wird man noch höhere Ansprüche an die Volksgesundheit zu stellen haben. Alle aber, die mithelfen an dem großen Werk, dem Volke gesundere Lebensbedingungen zu geben, können stolz sein auf das, was heute, unter Anerkennung aller, ohne Rücksicht auf Geistesrichtung und Partei, erreicht ist.

Ordnung muß sein!

Eine grimmige Humoreske von **Ernst v. Wolzogen.**

In der Tölzer Gegend und vor nunmehr drei Jahren hat es sich gewiß und wahrhaftig begeben, was ich hier erzählen will. Maßen nun aber die dortigen Einwohner nicht gerne den bösen Mäulern der Spötter und Lästerer anheim fallen möchten, so mag sowohl der Ort als auch des Helden der Geschichte Haus- und Vatersnamen verschwiegen bleiben. Ich stapf' und tapf' also gleich mitten hinein in die Begebenheit und mache Euch mit dem Schuasta-Wastl bekannt, als um welchen selbigen sich dreht.

Der Schuasta-Wastl hat es nach bereits 50 Lebensjahren noch zu nichts Besonderem gebracht. Eine alte Hauserin hielt ihm sein ererbtes Anwesen in leidlicher Ordnung, in dem er als annoch unbeweibter Jüngling fleißig seiner Hantierung nachging. Aber freilich, einen Speck ansetzen bei der Flickschusterei, das Kunststück bringt unter Hunderten kaum Einer zuwege, und daß so ein stierledernes Bauernluder sich seine neuen Stiefel beim einheimischen Flickschuster anmessen lasset, das mag nicht viel öfters stattfinden denn eine Drillingsgeburt. Unter so bewandten Umständen war der Schuster-Wastl froh drum, als ihm der Gemeinderat das Amt des Leichenbesorgers und Totengräbers übertrug.

Er hatte das neue Amt an zwei Jahre lang zur allgemeinen Zufriedenheit versehen, als schier unversehens der gefürchtete Latschen-Toni mit dem Tode abging. Ein Wunder, daß er es überhaupt auf fünfundvierzig gebracht hatte, der Saufaus, der Raufbold, der blutige! Ein Holzerer war er gewesen und ein Wilderer beineben, ein unverbesserlicher, droben in der Latschenregion des Hochgebirges, wofür er außer dem Spitznamen auch etliche Gefängnisstrafen bezogen. Weib und Kinder hatten wenig gute Tage bei ihm erlebt, vielmehr allzeit an Schlägen, Knüffen und Püffen reichlicher von ihm bezogen, denn an Guttat und liebreichen Worten. Sein Anwesen hätte er völlig verkommen lassen, wenn nicht das Weib und die Kinder fleißig geschafft und mit ihrem Verdienst die Gant immer wieder abgewendet hätten. Am Säuferherzen war er eingegangen, wie der Totenschein des bezirksamtlichen Leichenbeschauers feststellte — und die ganze Gemeinde tat einen tiefen Schnaufer der Erleichterung: Dem Himmel sei Dank, daß der Lump hin is'!

Und dieweil das arme Dorf keine Leichenhalle besaß, wurde der Latschen-Toni in der besten Stube seines Häus'ls aufgebahrt, der offene Sarg mit Daxen geschmückt und die geweihten Kerzen, zwo zu Häupten, zwo zu Füßen, angezündet.

„Geh, Wastl", sprach die Witwe zum Schuster, als die Nacht hereinbrach: „Geh, Wastl, halt Du die Leichenwacht. I' zahl' Dir a Maß! Du hast eahm ja g'waschen, Dir wird's weiters net grausen — aber i tu mi' so bui fürchten, woastt."

„Is recht", nickte der Schuster-Wastl. „Beim Waschen hat's mi fei arg grauft, a so a Dreckfack, wia Dei' Toni g'wesen is'; aber warum soll's oan' vor an Toten grausen — ha? A Toter muaß a Ruh geb'n, ob er mag oder net."

Und er schaffte seinen Werktisch und seinen Hocker, seine Lichtkugel und sein Handwerkszeug auf die Nacht ins Sterbehaus und machte sich munter an seine Arbeit. Er zog seinen Faden durchs Pech, der Schuster Wastl, hantierte fleißig mit Pfriemen, Hammer, Holz- und Eisennägeln, pfiff sich eins und tat zwischendrein einen guten Zug aus seiner Maß. So vergingen ihm die Stunden kurzweilig genug, und der stille Mann hinter seinem Rücken störte ihn gar nicht im mindesten.

Die zwölf Schläge vom Turm zählte er noch mit aus; aber bald darauf wurde er schläfrig, erhob sich und schaute gähnend nach einem Platzl um, wo er sich's ein bißl kommoder machen konnte. Da spitzte er plötzlich die Ohren. Ja, was war denn jetzt das?

Hinter seinem Rücken vermeinte er ein ganz

leises Rascheln und Knistern .... wie, wenn Mäuse im Stroh ....

Er wandte sich um und .... die Haar standen ihm auf am Schädel, der kalte Schweiß brach ihm aus allen Poren, und die Knie begannen unter ihm zu schlottern. Der gewesene Latschen-Toni war eben dabei, sich von seiner letzten Streu empor zu raffen! Ja gewiß und wahrhaftig! Kein Spuk — kein Traum! Er hatte doch die Augen weit offen und seine fünf Sinne beisammen! Er schlief nicht, und trunken war er auch nicht!

Immer kräftiger wurden die Versuche des Toten, sich aufzurichten. Und jetzt begann er gar mit grauslichem Röcheln und Räuspern sich die Kehle frei zu machen, als ob er einen Diskurs anfangen wollte!

Der Schuasta-Wastl war beileibe kein Schisser. Er hatte den Weltkrieg mitgemacht, wo Graus und Ekel ihm regelmäßiger als das tägliche Komißbrot verabreicht worden waren. Aber so eine Gaudi mitten im Frieden! „Kann der Lump net warten bis zum Jüngsten Gericht?" gings dem Wastl durch's Hirn. Aber laut heraus zu sagen vermochte er's nicht. Ein kalter Eisenring drückte ihm die Gurgel zu.

Der Totvermeintе hatte jetzt die Augen weit offen, und ihr stierer Blick traf pfeilgrad' auf den schlotternden Leichenwächter. Etliche Male noch schluckte und ächzte der Latschen-Toni, dann aber lallte er heiser und doch unmißverständlich: „Durscht .... a Bier!"

Da packte den Schuasta-Wastl ein grimmiger Zorn. Er riß sich mit aller Gewalt zusammen, straffte die Knie und fühlte, wie der eiserne Druck auf seine Gurgel sich lockerte. Da grunzte er zuvor zur Probe: „Sakra — sakra!" und wie er merkte, daß die Kehle wieder einen Ton hergab, schrie er den Spuk, den Deifi, den Latschen-Toni oder was immer es sein mochte, an, so laut er konnte: „Was mechtst, ha? — Du Hund, Du ausg'schamter! An Scheintoten markieren mechtst — ha? A Bier saufen a no! Mir war's g'nua! Du hast amol Dein Totenschein. — Du bleibst lieg'n! Verstehst mi? — A Ordnung muaß sein!"

Damit packte er seinen Schusterhammer, holte hoch aus und schmetterte ihn dem Ruhestörer auf den Schädel. Ein harter altbayerischer Raufer-schädel war das, aber gegen solchene Schuster-nagerln doch net gefeit. Dasmal hatte er endgültig genug vom Leben.

Das laute Geschrei hatte die Witwe aus dem Schlafe geschreckt. Ihre Kammer lag ja neben der Stuben. So vernahm sie jedes Wort und blieb, selber mehr tot als lebendig, im Bette liegen. Erst nach Tagesanbruch getraute sie sich aus den Federn, und da erfuhr sie's vom Wastl, alles, was und wie sich's zugetragen hatte, ohne Abstrich noch Beschönigung seiner Untat.

„So. Jetzt woaßt es, Muatta", schloß der Schuster seinen Bericht: „Und jetzt derfst von mir aus auf d' Schandarmerie geh'n und mi' azoag'n, z'weg'n dem, daß i' Dein' von rechtsweg'n toten Ma noch töter g'schlag'n hab."

Dergleichen hatte nun freilich die Wittib keineswegs im Sinne. Lieberes hätte ihr kein Mensch antun können als der Wastl, indem er den Unhold zur Strecke brachte, bevor er noch einmal in ihr Leben einzubrechen vermochte.

Es war der Schuasta-Wastl selber, der sich dem Gericht stellte. Aber in Bayern gibt's — dem Himmel sei Dank! — noch Richter, die ein Verständnis für's gemeine Volk und den rechten Hamur auch für die grausigsten Stückeln haben, die solches Volk sich im jachen Zorn zu leisten vermag. Sie glaubten es dem Beklagten, daß er sich lediglich in seiner Himmelsangst gegen Tod und Teufel zur Wehr gesetzt. Sie hießen es „Notwehr mit tödlichem Ausgang" und pönten den armen Hascher lediglich mit einer Handvoll Silbermarkln! Denn freilich: Ordnung muß sein.

Tragt kein Bruchband

STUART'S PLAPAO PADS

sind verschieden vom Bruchbande. Sie sind mechanisch-chemische Vorrichtungen, die absichtlich selbst-anhaftend gemacht werden, um die gestreckten Muskeln sicher am Platze zu halten. Keine Riemen, Schnallen oder Federn — können nicht schlüpfen und können daher auch nicht kneifen oder gegen Schambein drücken. Tausende haben sie ohne Arbeitsstörung erfolgreich daheim gebraucht—hartnäckigste Fälle wurden besiegt. Weich wie Samt, leicht anzulegen, wohlfeil. Mit Goldmedaille und Erstem Preise ausgezeichnet. Naturgemäßer Genesungsprozeß, also nachher kein Bruchband mehr nötig.

Reduced Fac-Simile GOLD MEDAL — Grand Prix

Wir beweisen es und senden eine Probe Plapao absolut ..... **FREI**

Schreiben Sie den Namen auf den Kupon und senden Sie ihn heute noch!

Plapao Co., 3031, Stuart Bldg., St. Louis, Mo.

Name .....

Adresse .....

Postwendend folgt freie Probe Plapao.

Der wahre Künstler.

Maler: „Nun, wie gefällt Ihnen die Wurst auf meinem Stilleben?"

Früherer Schlächtermeister: „Hm, ist ja ganz nett, aber wissen Sie, 'ne Wurst dahinmalen, das ist kein Kunststück; doch eine ordentliche Wurst zurechtmachen!"

Kindlich.

Mutter: „Trag' mal diese Briefe zur Post, Anni; laß sie aber erst auf dem Kontor wiegen, ob sie nicht zu schwer sind!"

Anni: O nein, Mama, die kann ich schon tragen!"

Der Babu

Eine indische Geschichte von **Paul Rich. Greiner.**

Als der von dem neuen Phopheten geschürte indische Freiheitsdrang den Leib der reichsten Halbinsel der Erde gleich einem Wundfieber schüttelte, residierte Lord Robert Mills in Bombay.

Der Babu, der den telephonischen Apparat Seiner Herrlichkeit zu bedienen hatte, trat über die Schwelle des Amtszimmers und meldete: „Hauptmann Sherford ersucht um eine dringliche Unteredung." Da sah der in einen blütenweißen Seidenanzug gekleidete Lord von seinen Akten auf. Er legte die Shagpfeife zur Seite. Würdevoll, schier feierlich erhob sich seine hagere, von der Sonne der Gangesniederung in jahrelangem Aufenthalt in Kalkutta ausgetrocknete Gestalt, und ein feines Lächeln der Ironie umspielte seine bartlosen Lippen. „Ich lasse bitten, Rabinda."

Der Babu entfernte sich lautlos; mit einer tiefen Verbeugung vor dem weißen Sahib, die an die Anbetungsgeste eines Schiwapriesters im Tempel zu Benares erinnerte.

Nach wenigen Minuten stand Hauptmann Sherford vor seinem Vorgesetzten. In lehmfarbener Khakiuniform, den Tropenhelm in der Hand haltend, die Röte der Aufregung in dem jugendfrischen Gesicht.

„Nun, Hauptmann?„ forschte Mills.

„Man hat Barrikaden errichtet, Ew. Lordschaft. Ich werde feuern lassen."

„So? .... Wie lange sind Sie in der Kolonie?"

„Fünf Monate."

„Und wo waren Sie vorher?"

„In Ladysmith!"

„Hm! Begreiflich! .... Aber die Hindus sind keine Zulus."

Hauptmann Sherford schwieg. Sein Uebereifer hatte ihm da wieder einmal eine Lektion eingetragen, und der von Mills in so geschickter Form gekleidete Vorwurf verfehlte die gewollte Wirkung auf sein sicher reagierendes Gefühl nicht. Zumal, als der Lord nun, scheinbar vollkommen zusammenhanglos, fortfuhr: „Was halten Sie denn von Rabinda, Hauptmann?"

„Wer ist das?"

„Der Babu, der Sie meldete."

„Ew. Lordschaft verzeihen, aber was ist das, ein Babu?"

Mitleidig ob solcher Unwissenheit lächelte Lord Mills. Aber dann erklärte er: „Eine von den 1200 Kasten Indiens."

„1200?"

„Es können deren auch 1500 sein, genug, daß sie sich alle miteinander gegenseitig verachten und sich infolgedessen jahraus jahrein in den Haaren liegen, wodurch die Macht Seiner Majestät in diesem Lande unzerbrechlich wird."

„300 Millionen gegen 200,000!"

„Allerdings! .... Und wo stehen diese Barrikaden?"

„An der Kreuzung von Victoria-Clivestreet."

„Trefflich, ganz trefflich!" Vergnügt rieb sich Lord Mills die sorgfältig gepflegten, aristokratischen Hände, ohne daß Shereford auch nur das Allermindeste seiner gehobenen Stimmung in dieser nach seinem Urteil kritischen Situation des Aufstandes begriff.

„Die Tommies Seiner Majestät sind kostbar, Hauptmann."

„Freilich, Ew. Lordschaft!"

„Und das Leben eines einzigen weißen Soldaten, steht bei mir hoch über dem Werte von hundert Färbigen."

„Ganz meine Ansicht."

„Also .... Sie sagten Victoria- und Clivestreet! .... Beginnt dort nicht das Mohammedanerviertel? Und liegt dort nicht die Moschee El Ezer?"

„Allerdings!"

„Gut, gut, gut!" Die gepflegte Hand drückte auf den Knopf. Rabinda erschien.

An ihn wandte sich jetzt Lord Mills mit der Sherford in maßloses Erstaunen versetzenden Frage: „Was ist ein Tamil, Rabinda?"

„Ein Unreiner, Sir."

„Und was ist Brahma wohlgefällig, Rabinda?"

„Die Unreinen zu vernichten!"

„Und Schiwa?" — „Gleichfalls!"

„Und Wischnu?" — „Gleichfalls!"

„Und der furchtbaren Durka, Rabinda?" — „Gleichfalls!"

„Also! Du kennst die Moschee El Ezer?"

Vor diese Frage gestellt, schüttelte sich der Babu voll Grauen und Ekel.

Aber Lord Mills, der wohl wußte, daß er auf diesem Wege des Aufreizens indischen Hasses am raschesten zu seinem Ziele gelangen würde, fuhr fort: „Und was winkt dem Frommen, Rabinda, der zur Vernichtung der Unreinen beiträgt?"

„Der Kuß der Houri, Sahib."

„Also! Kannst Du ein Schwein auftreiben, Rabinda?"

„Meine Mutter hat deren zwei im Stall, Sahib."

„Vortrefflich! Ich schenke Dir 10 Pfund, Rabinda, wenn Du eines dieser Tiere in den Vorhof von El Ezer trägst."

Die Augen des Babus begannen zu leuchten, weniger infolge der Aussicht auf den hohen Lohn, obwohl ja auch dieser nicht zu verachten war, als

in dem Vorgefühl der Seligkeit, die ihn dereinst im Kusse der Houri überkommen würde, weil er Unreines vernichtet hatte.

Noch einmal wandte sich Lord Mills an ihn: „Führe aus, was ich Dir anbefahl, Rabinda!“ Der Babu verschwand.

Die Stimme Lord Mills', der sich nun wieder an den von einem Erstaunen in das andere fallenden Colonel wandte nahm eine dozierende Färbung an: „Ja, ja, mein Verehrtester! Es war und ist und bleibt der höchste Leitsatz britischer Kolonialpolitik, was ich Ihnen da eben in einem lehrreichen Beispiel vor Augen zu führen glücklicherweise die Gelegenheit hatte. Auf der Uneinigkeit der anderen beruht unsere Macht. Sie ist des gewaltigen Rätsels einzige Lösung. Und wenn sie 600 Millionen anstatt 300 wären! So lange einer den anderen verachtet und mit ihm nicht aus derselben Schüssel essen kann, sind wir unüberwindlich. Denn ihre Schwäche ist unsere Kraft.“

Colonel Sherford wagte kein einziges Wort des Zweifels, und der Gang der Dinge gab Lord Mills recht. Denn am folgenden Tage berichteten die „Bombay Times“, daß es im Mohammedanerviertel zwischen Islamiten und Hindus wieder einmal zu einer blutigen Auseinandersetzung gekommen sei, weil ein Babu den Vorhof von El Ezer durch Einschleppen eines Schweines verunreinigt habe. Aber von dem Aufstand gegen die britische Regierung, der doch den Anfang gebildet hatte, verlautete nichts.

Das Pflichtgefühl des kranken Artisten.

Das Publikum spricht von Artisten stets nur mit einem leisen Unterton der Geringschätzung. Sie sind ja die Nachfolger der fahrenden Leute. Und doch wird man lange suchen müssen, um in der Masse der Menschen jemand zu finden, der das gleiche Pflichtgefühl aufweisen kann wie jener französische Jongleur, der kürzlich in das Marseiller Krankenhaus eingeliefert wurde. In Nizza sollte er zum letzten Male auftreten. Beim Ueben mit der Partnerin, mit der er wie mit einem Balle spielte, verspürte er einen rasenden Schmerz im Leibe. Er ging zum Arzt. Dieser stellte einen fünf Zentimeter langen horizontalen Bauchmuskelriß fest: „Auftreten? Ganz unmöglich!“ Doch den Jongleur rief Pflicht. Was sollte der Veranstalter beginnen, wenn er wenige Stunden vor der Vorstellung die beliebte Nummer streichen mußte? Nein, der Mann durfte nicht im Stiche gelassen werden. „Rheumatische Schmerzen“, beschied also der Jongleur den Unternehmer. „Selbstverständlich trete ich auf,“ Vierzehn Tabletten Aspirin schlugen den wahnsinnigen Schmerz nieder, und der Gürtel wurde über der Rißstelle straffer gespannt. Der Jongleur trat auf. Er wirbelte seine Partnerin durch die Luft, und as Publikum klatschte wie besessen Beifall. Dann mußte sich der Kranke lächelnd verbeugen, während ihm schwarz vor den Augen war. Ein paar Stunden Ruhe nur, dann ging es zur Bahn. In Marseille warteten doch die Leute auf das Auftreten des bekannten Jongleurs. Doch diesmal war die Natur stärker als der Mensch, und der Kranke brach zusammen. Im Hospital wunderten sich die Aerzte, daß ein Mann unter diesen Umständen sich überhaupt noch bewegen, geschweige denn Kunststücke ausführen konnte. „Die Pflicht verlangte es“, meinte der Jongleur einfach und bereitete sich auf wochenlanges, unbewegliches Liegen vor. Die Anerkennung des Marseiller Publikums wird das erste Auftreten des Artisten nach seiner Genesung zum Triumph gestalten.

Eine kuriose Rechnung

Eine magische Zauberformel ist die Zahl 142,857. Wird sie mit 2 multipliziert, so ergibt sich die Zahl 285,714, die die gleichen Ziffern und die gleiche Quersumme wie die ursprüngliche Formel zeigt. Multipliziert man weiter mit 3, so bleiben die Ziffern (428,571) und die Quersumme unverändert. Bei einer Multiplizierung mit 4 ist das Ergebnis 571,428; auch hier sind die Ziffern und die Quersumme unverändert dieselben. Bei einer Multiplikation mit 5 ist das Fazit 714,285, bei der mit 6 857,142. Bei dieser letzten Formel ist das Ergebnis deshalb noch kurioser, weil die zwei Gruppen der drei Ziffern genau umgestellt sind, Wenn man dann die Ziffern, die zweifellos des Spieles überdrüßig geworden sind, mit 7 multipliziert, so ist der Zauber gebrochen, und das kuriose Ergebnis die Ziffernfolge 999,999.

Schwerhörigkeit ist ein Elend

Die Mehrheit der Leute mit mangelhaftem Gehör und Kopfgeräuschen genießen Unterhaltungen, gehen ins Theater und in die Kirche, weil sie Leonards unsichtbare, empfindliche Ohrtrommeln gebrauchen, die kleinen Megaphonen gleichen, die genau ins Ohr passen und absolut unsichtbar sind. Keine Drähte, Batterien oder Kopfstücke. Sie sind nicht kostspielig. Schreibt um das Büchlein und beendigt den Bericht des Erfinders, welcher selbst schwerhörig war

A. O. LEONARD, Inc.,
Suite 707. 70 5th Ave., New York.

Aufwärts!

Frühlingsduft erfüllet
Berg und Tal umher,
Was einst Schnee verhüllet,
Feiert Wiederkehr.

Rings ein Knospen, Sprießen
Geht durch das Gefild,
Leise will uns grüßen
Auferstehung mild.

Was an Winterleiden
Barg des Menschen Brust,
Muß ihn jetzo meiden
In der Frühlingslust.

Laßt das Grübeln, Sinnen,
Freuet Euch der Welt,
Die in ew'gem Minnen
Alle ja erhält.

Schauet sorglos heiter
In das saft'ge Grün,
Um auf gold'ner Leiter
Himmelwärts zu zieh'n!

Aufwärts sei das Streben,
Aufwärts stets der Blick!
So nur kann erleben
Freude man und Glück.

Marga J. von Hungen.

Ein Wort an die Frauen.

So oft hört man Mütter über undankbare Kinder klagen: Wir haben alles für sie geopfert und hingegeben, Tag und Nacht gearbeitet, um sie zu ernähren, sie zu guten Menschen zu erziehen, sie zu kleiden — jetzt, da wir am Abend des Lebens angelangt sind, wird ihnen alles für uns zu schwer. Sie wollen hinaus in die Welt, wollen sich amüsieren, tanzen und springen. Sie sagen wohl gar: Zum Arbeiten sind wir doch nicht da! Wie die Mutter früher, als wir klein waren, die Hausarbeit und so manches Andere noch tat, so soll sie es nur weiter tun. Wir sind jung, wir wollen unser Leben genießen. Die Mutter darf nicht müde werden. Sie ist ja alt, was macht es ihr aus, wenn sie allein zu Hause sitzt? Sie hat doch keinen Sinn mehr für Vergnügen. Es ist unser Recht. Wir wollen uns des Lebens freuen.

Frau Marga.

So rechtfertigt sich die Jugend, die leichtfertige, leichtsinnige, selbstsüchtige Jugend. Sie sieht nicht das Unrecht, das sie begeht, bis es zu spät ist, bis Mutter und Vater sich zu Tode geschafft, bis ihnen — den Kindern — auf einmal klar wird: „Hätten wir anders gehandelt, würden die lieben Eltern uns noch ein paar Jahre länger erhalten geblieben." Dann ist's aber zu spät. Nichts läßt sich mehr rückgängig, ungeschehen machen; auch nicht durch die heißesten Tränen aufrichtiger Reue. Zu spät — zu spät!

Was aber hat die Eltern so früh ins Grab gebracht? War es die Arbeit? War es die Schwäche des Alters, die den erneuten Anstrengungen nicht mehr gewachsen war? Vielleicht— aber doch nicht allein. Nein, es war vor allem die Erkenntnis, daß die Kinder, **ihre** Kinder nur an sich selbst dachten, daß sie in ihrem Egoismus kein Plätzchen im Herzen übrig hatten für die armen, alten Eltern, daß ihr „Liebstes auf der Welt" das sie mit Sorgen und Mühen, in innigster Hingabe groß gezogen hatten, imstande war, so zu handeln. Kein Fehlschlag im Leben ist und trifft wohl so hart, als der, den die eigenen Kinder uns bereiten können. Wir wissen, wir haben alles, unsere ganze Pflicht mit liebender Hingabe getan, und nun — diese schnöde Undankbarkeit! Jeder weiß es: Undank ist der Welt Lohn. Aber von dem eigenen Fleisch und Blut erschien uns das so ganz undenkbar.

Wenn wir indessen Umschau halten, finden wir vielleicht bei unseren nächsten Nachbarn ganz dasselbe Leid, dieselbe Lebensenttäuschung. Und da suchen und finden wir auch bald den wahrscheinlichen Grund dafür. Und bei uns selber?

Laßt uns einmal forschen! Wir haben doch nichts versäumt? Tag und Nacht sorgten und schafften wir für das Wohl unseres Kindes. Wie unseren Augapfel haben wir es beschirmt und behütet, ihm alles zu gewähren versucht, das nur in unserer Macht lag — ja, ja, vielleicht zu viel **gewährt**? — Hätten wir es etwas **entbehren** lassen, hätte es **dann sich bescheiden** gelernt?... Würde es dann nicht auch einmal an jemand anders, als — an sich selbst denken? So hättest Du, gute, aber schwache Mutter, es führen und leiten sollen, sicher müßtest und brauchtest Du heute nicht den Schmerz erleben, daß das Kind, dem Du das Leben gabst, für das Dir nie etwas zu schwer erschien, **Dein geliebtes Kind**, nicht Dein Herz, nicht Deine Seele geerbt, daß es ganz anders wurde, als Du Dich ihm gegenüber stets gezeigt. Ich weiß, weil Du selbst in Deiner Jugend so Manches entbehrtest, darum wolltest Du ihm Das und noch vielmehr geben! Ach — und dies ist nun das Resultat.

Den Undank gegen Dich, den könntest Du und würdest Du noch verschmerzen, aber daß **Dein Kind** überhaupt undankbar sein **kann**, das ist das schwerste Leid, nicht wahr? Du kannst jetzt nichts mehr tun; „mit Leid" mußt Du, wie einst der alte Jacob in der Bibel, „in die Grube fahren." — Du kannst Dich nur im stillen Kämmerlein vor Gott auf die Knie werfen und flehen, wie unser Heiland es tat: „Vater, vergib ihnen denn sie wissen nicht, was sie tun!" Und hinzusetzen als Mensch, der sein eigenes Unrecht — oder sagen wir lieber: seinen Irrtum — einsieht: „Lieber Gott, hilf meinen Kindern, daß sie nicht in ihrer Sünde verharren! Laß sie bei Zeiten erkennen, worin sie gefehlt — und wenn wir, die Eltern, es auch nicht mehr erleben, laß sie's gut machen an den eigenen Kindern! Laß sie nicht in denselben Fehler verfallen, wie wir, auf daß ihre Kinder sie nicht leiden lassen, wie wir es heute müssen!"

Ihr jungen Mütter, die Ihr Eure Kinder verhätschelt und verwöhnt, liebt sie, gewiß, aber **nicht** mit jener wahren Liebe, die auch das **Versagen** kennt! **Erwartet** nichts von ihnen, keinen Dank für Euch selbst, denn — Ihr tut ja nur Eure Pflicht und Schuldigkeit, wie Eure eigenen Eltern sie an Euch taten. Erzieht sie aber so, daß sie einst vor Gott und Menschen bestehen können! Hoffet das Beste von ihnen, aber — seid auch auf das Schlimmste gefaßt! Das wird Euch vor bitteren Enttäuschungen bewahren, und — wenn Ihr das Rechte getan — Euch den Weg ebnen zu einem stillen, friedlichen Lebensabend, dem es an zärtlicher Kindesliebe nicht mangelt.

Frau Marga.

„Gemütliche Ecke"

Liebwerte Frau Marga!

Besten Dank für die lieben Worte, die ich ja garnicht verdient, und zweitens habe ich noch versäumt, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin Oesterreicherin; meine Wiege stand in einem lieblichen Städtchen im Donautal, doch bin ich seit einem halben Jahrhundert in Amerika. Beinahe wollte mich ein Heimweh beschleichen, als ich den Bericht des Herrn L. laß, doch leider:

Vater, Mutter, Schwestern, Brüder
Hab' ich auf der Welt nicht mehr;
Kehrt' ich in die Heimat wieder,
Fänd' ich alles öd' und leer.

Und nun zum Besten der jungen Hausfrauen etwas über das Einkaufen: Man kauft jede Woche von einem bestimmten Artikel einen kleinen Vorrat, z. B. 1 Dollar wert Zucker, nächste Woche eine 3 Pfund Kanne Kaffee, nächste einen 22 oder 24 Pfund Sack Mehl, nächste 6 bis 8 Pfd. Leaf Lard, folgende einen Sack Kartoffeln oder ½ Bushel Aepfel usw. Bei jedem ist ein Profit von 15 bis 25 Cent oder mehr. Für 2 Personen kann ein Roast von 2 bis 3 Pfd. gekauft, doch nur die Hälfte verbraucht werden. Um jetzige Zeit hält sich ein Stück Fleisch vorzüglich mehrere Tage, wenn man es in ein mit Essig befeuchtetes Tuch wickelt. Hier (in Texas) muß man das sehr oft tun, da wir auch im Winter oft warme Tage haben. — Geschirrwaschen: Ivory Flakes und ½ Löffel Waschpulver ins heiße Wasser getan, spart die Hälfte Zeit, riechen angenehm und machen die Hände weich und weiß; keine Spur von Fettigkeit. Bitte, zu versuchen.

Nächstens mehr, wenn erwünscht!

Herzliche Grüße an Frau Marga und alle Leseschwestern, von

Mutter Marie Louise.

* * *

Meine liebe Frau Marga!

Ihre Neujahrsspende kam uns wie eine Himmelsbotschaft! Denn, liebe Frau Marga, mein Einkommen ist so gesunken, daß ich manche Woche meiner lieben Frau nicht einmal 5 Dollars zur Verfügung stellen kann. Dabei teile ich noch nicht einmal das Schicksal mancher Väter, die überhaupt keine Beschäftigung und demnach noch weniger Einkommen haben. Es reicht gerade zur Nahrung; vom Anschaffen von Kleidung ist überhaupt keine Rede. Dabei teilen wir auch das letzte Stück Brot mit jedem Notleidenden, der an unsere Türe klopft. Jesu Wort: Brich dem Hungrigen Dein Brot! wird von uns befolgt, so lange es uns möglich ist.

Trotzdem nun in Deutschland eine solche bittere Not ist und es bereits über 4 Millionen Arbeitslose gibt, erhalten Ausländer über unser Land falsche Berichte: „Es soll Deutschland sehr gut gehen." O, diese Lügen! — Möchten die Herrn Amerikaner Hoover, Dawes, Young, Kellogg und Andere die Sorgen unserer leidenden Volksgenossen kennen lernen — und wenn nur für Wochen — bestimmt wäre ihr Urteil über Deutschland günstiger.

Ohne jedes menschliche Erbarmen erpressen die ehemaligen Gegner Deutschlands die Tribute, an erster Stelle Frankreich, rüsten große Armeen für neue Kriege aus und faseln in Genf in einem gewissenlosen Völkerbund von Frieden! O, welch ein Hohn! Durch die große Not wächst der Bolschewismus täglich. Kein Tag vergeht, an dem nicht politische Morde stattfinden. Wenn Gott nicht ein Wunder tut, gehen

wir einem blutigen Bürgerkrieg entgegen.

Wenn ich Ihnen weiter nichts als Dank abstatten kann, so dürfen Sie gewiß sein: Es lebt ein Gott im Himmel, der wird es Ihnen lohnen!

Mit besten Grüßen an Sie und alle Leser.

Ihr allezeit dankbarer

E. Sz., Berlin, Deutschland.

* * *

Liebe Frau Marga!

Ich will auch einmal wieder zur Feder greifen, weil das Blatt im nächsten Monat abläuft. Ich will gern das Abonnementsgeld dafür einsenden. Das Blatt wäre mir nicht so viel wert, wenn die „Gemütliche Ecke" nicht darin wäre, die nur zu wenig Platz hat. Liebe Schwester Marga, ich bin immer gespannt auf die nächste Nummer. Ich kann wohl sagen, daß mir Ihr „Wort an die Frauen" in der Januarnummer liebe Frau Marga, wieder sehr wohl getan hat und ich kann nur dazu „Ja und Amen" sagen. Sie sagten: Jetzt erst kommen uns die Dinge, die wir erlebten und die Erfahrungen, die wir sammeln durften, garnicht so schlimm vor; wir haben sie ja überstanden. Wer weiß, was nun kommen mag! Es ist wirklich so. Auch ich habe mit wehmutsvollem Herzen in das neue Jahr geblickt und gedacht: Was wirst Du mir wohl bringen, Freude oder Leid? Und Sie gehen noch weiter und sagen: „Ob wir wohl mit jemand tauschen möchten" und weiter heißt es: „Gut, daß unsere Kraft geprüft wird." Es war alles wie von einer teuren Freundin, ich weiß es, hoch zu schätzen. Sie werden mich verstehen, liebe Frau Marga, wenn ich auch vielleicht nicht die richtigen Worte gewählt habe. Wie oft fühlte ich mich zum Schreiben gedrängt, und dann war keine Zeit dazu. Da sind Stunden, da möchte man weinen und kann sich fast nicht halten und man weiß fast nicht warum und oft wenn die Not recht groß ist, da findet man keine Träne. Man versucht darüber hinwegzukommen. Es sind eben Herzenssachen. Die Sonne scheint nicht immer hell, und wir erleben manche bittere Enttäuschung. Ja, wir werden vielleicht auch ein wenig unbescheiden in manchen Wünschen. Ich lese alle die Erfahrungen gerne, die die Frauenseite aufzutischen hat. Laßt uns lernen von einander, denn wir sind immer noch Schüler, wenn wir auch alt sind. Ich lese auch die Briefe von Henry Laatz gern, auch die von E. N., die der Frau M. Louise, u. a. m. Der Brief war sehr interessant an die jungen Frauen, die noch eine Mutter haben. Ach, nicht Allen ist das hohe Glück vergönnt. Natürlich es ist oft ein Unterschied zwischen Mutter und Mutter und Vater und Vater. Darüber möchte ich noch ein anderes Mal schreiben.

Ich grüße alle lieben Leser und Leserinnen, auch Dich, liebe Schwester A. B.. Laß wieder von Dir hören!

K. B.

* * *

Liebwerte Frau Marga!

Als ich Ihren Artikel über die Erhaltung der deutschen Sprache, im Februarheft gelesen hätte, hätte ich laut applaudieren mögen — so laut, daß Sie es hören sollten — wenn nur die Entfernung nicht gar so groß wäre! Sie haben mir direkt aus dem Herzen gesprochen. Obwohl ich das Licht der Welt auf amerikanischem Boden erblickte, quillt in meinen Adern deutsches Blut, und mein Geist — er ist ein deutscher. Natürlich verdanke ich das meinen deutschen Eltern, zumeist meiner lieben Mutter, denn der Vater starb früh, und ihr blieb die schwere Sorge, vier kleine Kinder zu ernähren und großzuziehen. Das war eine schwere Zeit. Und meine Mutter war es wiederum, die mich lehrte, mit Wenig auszukommen. Doch — es ist komisch — mein Bruder, der Arzt ist — kommt kaum durch mit — Viel.

Sicher ist es gut, wie schon andere liebe Leserinnen vorschlugen, sich ein „Budget" auszuarbeiten, sich klar zu machen, wie viel oder wie wenig man für jeden Zweck ausgeben darf. Dann wird man z. B., wenn man für eine Mahlzeit etwas mehr verausgabte, das nächste Mal billigere Kost geben. Frau Elisabeth H., aus Ohio, hat uns sehr gute Winke zum Einrichten gegeben. So ist es auch recht und — der Gesundheit förderlich. Ich tue das auch. Die größte Ausgabe, die wir haben, ist wohl Milch. Wir brauchen täglich 3½ Quart Milch, da ich drei Kinderchen habe. Aber das muß sein.

Wissen Sie, daß die Regierung festgestellt hat, daß 3 Leute mit $7.23 per Woche auskommen können? Aber natürlich nicht, wenn man im Restaurant ißt oder gar aus dem Delikatessenstore kauft! Der Trubel bei vielen Menschen ist: sie essen zu viel — oder falsche Speisen. Daher so viele Krankheiten.

Nun ist ja die Fastenzeit wieder da und also ein guter Grund vorhanden, einfacher zu leben und lieber mehr für die Nahrung der Seele zu sorgen.

Für jede Leserin einen herzlichen Gruß, für die liebe Frau Marga aber zwei!

Margarete W.

* * *

Liebe, „verzagte Frau"!

Da wir Leserinnen der „Welt" einander beistehen wollen, habe ich auch das Gefühl, Ihnen zu schreiben. Ich bin eine Schweizerin, sieben Jahre in diesem Lande unter allerlei Enttäuschungen. Mein Mann kam nach hier, um mir ein besseres Los bieten zu können, weil wir durch den unseligen Krieg unsere Existenz verloren hatten. Ich war nicht dazu geneigt, auswärts verdienen zu gehen und meine Kinder Jahre lang meine Erziehung entbehren zu lassen. Nun vor zwei Jahren kauften wir uns hier eine Farm, um endlich ein eigenes Heim zu besitzen, und wir alle arbeiteten mit Rieseneifer. Ich machte einen großen Garten, leider ohne Nutzen, denn da sollte beständig Wasser durchlaufen, Regen haben wir hier in California nicht von April bis September. Auch in der Dairy haben wir seit einem Jahre große Verluste. Nun wollen wir uns noch rechtzeitig retten und unser Glück südlicher versuchen. Seit 1914 haben wir schwere Zeiten durchgemacht, aber ich wußte uns immer auszuhelfen, machte schon 3 sehr große Reisen mit den Kindern allein, ohne meinen Mann, auch diese hierher, und wem habe ich diese Courage zu verdanken? Meinen lieben Eltern und meiner guten Schule und guten Büchern. Wer lernbegierig ist und sich raten lassen will von Leuten, die schon Erfahrungen gemacht haben, der wird selten in Verlegenheit kommen. In den harten Jahren ging mir meine Kochkunst fast verloren, denn da kamen keine Leckerbissen auf den Tisch. Vom Einmachen und Backen hatte ich keine Idee, das lernte ich alles aus der Zeitung. Ich schnitt mir Rezepte, die ich brauchen konnte, aus und klebte sie in ein Schulheft, das jetzt voll ist und ein zweites mit Einmachrezepten. Alles gelang mir nicht gleich, aber „Probieren geht über Studieren". Mit dem Backen hapert es jetzt noch manchmal; das Geleemachen darf ich voller Stolz meiner Tochter (17 Jahre alt) überlassen. Die geht zu guten Freunden und „frägelt" und „äugelt" ihnen manches ab, und ging sie schon dreimal in den großen Ferien in große Farmhäuser, nur um das hiesige Kochen recht zu lernen. Sie zeigt mir alles, und ich lerne von ihr, denn sie ist wirklich weit vorgerückt und übertrumpft im Kochen und Backen manche ältere Frauen. Seit einem Jahre sind wir immer 6 bis 7 Personen zu Tisch, der Jüngste ist zehn Jahre alt. Ich brauche im Monat für 35 Dollars Groceries; natürlich Fleisch kaufe ich selten, vielleicht etwas Speck. Wir schlachten ab und zu ein Kalb, Kaninchen oder Hühner. Meine Tochter ist nicht zu Hause, die verdient ihr Room und Board und geht in die Hochschule. Meinen Kindern schmeckt es zu Hause am besten, wohin sie auch kommen. Ich habe

immer Abwechslung. Selten kommt vor zwei Wochen das gleiche Gericht. Ich studiere oft nachts an meinem Kochzettel. Ich mußte aufhören, mit Butter und Schmalz (Lard) zu kochen, mische jetzt immer Oel und Schmalz. Butter nehme ich nur zu Mehlspeisen. Butter verstopft sehr, ich litt jahrelang daran, bekam hysterische Anfälle, fühlte mich sehr unglücklich. Gott sei Dank, Forni's Alpenkräutermittel hat mich von diesem Uebel kuriert. Gesund macht es mich leider nicht mehr. Die harten Zeiten rächen sich, hatte 5 schwere Operationen; mein Mann will immer ein heiteres Gesicht sehen, sonst wird er auch unfreundlich. Wir sind leider bald 50. Unser Aeltester ist 20 Jahre. Es sind 6 stramme, hübsche Jungen und das Mädel. Ich nähe auch alles, Rugs und Quilts aus alten Resten.

Nun, liebe Frau, rate ich Ihnen noch ein Glas warmes Wasser morgens zu trinken, sowie abends bevor Sie zur Ruhe gehen. Das darf ich nie unterlassen, bin magen- und herzleidend, aber ich gehe zu keinem Arzt, kuriere mich durch richtiges Essen und Ruhe. Sollten Sie mehr von mir wissen wollen, Rezepte usw., so bin ich gerne bereit, mit Ihnen in Briefwechsel zu treten. Gott zum Gruß, ich freue mich für Euch, daß so viele nützliche Antworten einlaufen.

Frau Fred Sterchi,
Box 42, Montague, Siskiyou Co., Calif.

* * *

Geehrte und von Vielen geliebte Frau Marga!

Erlauben Sie mir auch wieder einmal ein paar Zeilen für die „Gemütliche Ecke" an Sie zu richten. Wenn ich Ihre schönen Aufsätze und die Briefe in der Ecke lese, so erinnerts mich oft, an jenen Mann von Württemberg, von den ich vor vielen Jahren, als ich noch ein Junge in der schönnen Rheinpfalz war, hörte. Das war so: Ein armer Mann aus dem Schwabenlande wäre gar so gerne einmal auf das Basler Missionsfest gegangen, denn er war ein gläubiger Christ und war interessiert für die Mission. Aber er war arm und konnte das Geld für die Reise nicht erübrigen. Nun hatte er ein Ackerlein, einst von seinem Vater geerbt, er dachte, wenn ich das verkaufe, so kann ich mal aufs Missionsfest nach Basel kommen. Es gab zuerst einen Kampf, aber endlich verkaufte er's, obwohl es das väterliche Erbe war, und ging nach Basel aufs Missionsfest. Als er daselbst den Predigten, den Berichten aus der Heidenwelt und dem herrlichen Gesang lauschte, da klopfte er sich öfters aufs Knie und sagte halblaut: „S' isch aber dochs Aeckerle wert." Ein Mann, der das merkte, fragte ihn, warum er das immer sage, da erzählte er seine Geschichte vom Aeckerle und sagte zum Schluß nochmals: Aber es isch 's, Aeckerle wert. Der Herr wurde durch die Erzählung gerührt, und da er reich war, kaufte er später das Stückchen Land zurück und gabs dem Manne wieder. Nun will ich gewiß nicht haben, daß mir jemand das Geld, was die Welt kostet, erstattet, auch wenn es viel mehr wär' wollte ichs gerne bezahlen. Nun möchte ich einen schönen Gruß an Herrn Nikolaus P. schreiben. Ich stimme in vielem mit ihm ganz überein. Bei mir und meiner Frau, da gabs kein 50, 50, sondern wir hatten's wie in der Apostel Tagen, wir hatten alle Dinge gemein. Wir haben 10 Kinder aufgezogegn. Ein Mädchen starb von 11 Jahren und eins von 23. Die 8, die noch übrig sind und nicht weit von einander wohnen, freuen sich alle, wenn ich sie besuche. Auch kann ich sagen, daß kein schwarzes Schaf unter ihnen ist. Meine teure Lebensgefährtin, die nun beinahe schon acht Jahre zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen ist, hat für jedes Kind schon gebetet, als sie es noch unter dem Herzen trug. Strampeln und Kreischen bei den Kindern, um etwas zu erzwingen, das gabs nicht. Sie bekommen, was ich ihnen versprochen hatte, ob es Candy war oder Strafe. Ich las einmal, daß ein kleiner Bub gefragt wurde: Wie heißt du denn, da sagte er: „Dont". Seine Mutter sagte immer: Dont tu das und — dont tu das. Es ist noch nicht lange her, daß ein Mann Amerika bereiste, und als er gefragt wurde, was er hier besonders gefunden habe. Da meinte er, er hatte schon verschiedene Länder bereist aber nirgends gefunden, wo die Eltern mehr den Kindern gehorchen, wie gerade hier. Ein Ausdruck, den man bald überall hören kann ist: Komm Honey, tu das Honey u. s. f. Nun möchte ich ein nettes Stück, das in einer Pennsylvania Zeitung von Hanover, Pa., vor Jahren stand, mitteilen: „Daß als emohl noch die deutsch Sprog die best Sprog isch, häb ich neilich skäne wie ich uf Philadelphia gfahre bin. For mer in de Car isch a netz getretzt Weibsmensch skotza mit emme klenne Bu nebe sich. Seller kle Kerl war ä rechter verzogener Ding. Bald hott er deß habe wolle un bald sell und wann ers nit g'rieg hott, so hott er gestrambelt und gekrische vors zu zwinge. Ich hab längst gedenkt, es deht dem Tschäp gut, wenn se Bukel, mit ungebrannter Heckeri Aesch tigtig eingeribbe deht wäre, aber sei Mämma hott just sagtch „Jeß mein Pät und no mei Darling." Aber zulescht hott er ach de Bellstrik habe wolle wu avä über die Car lest. Do hott sei Mäma sklagt: „No ju känt häff dätt. Lett ei wandet." „No, ju känt häff or els die put us boht af die Trän." Uebersdem fangt er an, zu kreische un zu stramble ferrs zu zwinge. Aff ämol fangt die Alt a Deutsch zu schwätze an und fahrt rauß: „Nau, du Balg, wenn du jetzt nit rubig bist, so schlach ich der ens an de Backe na daß du im kringel rum zwerwelscht un sell hott gebatt." Der klä Kerl esch orntlich zamme gfahre und hott so scheb an seiner Mämmi ufgeguckt und war vun sellere Zeit de schmärtsch Kerl im ganze Car as mer hott sehne welle und deß hott all sell kräftig Pänsilvanisch Deutsch geduh."

Nun werte Frau Marga! Wenn das Geschreibsel nichts wert ist für die „Gemütliche Ecke" so haben Sie gewiß einen Papierkorb.

Am letzte zwelfte Januar
Da war ich vierundsiebzig Jahr.
Man sagt ich sei ein alter Mann,
Was ich jedoch kaum glauben kann.
Mein Geist fühlt stets noch jung und frisch,
Auch steh ich nicht zurück am Tisch,
Hab einen guten Appetit
Und keinen wackeligen Schritt,
Auch helf ich hie und da was tun,
Dann kann ich abends besser ruhn
Ich leg mich nieder ohne Sorgen
Und stehe munter auf am Morgen.
Ich schreibe in der Winterszeit.
Viel Briefe an verschiedene Leut.
Vor allem, an die nah Verwandte,
Und dann an viele von Bekannte.
Auch bin ich gar so unverfroren
Und schreibe manchmal an Pastoren.
Gern möcht ich an den Kaiser schreiben,
Doch dieses laß ich besser bleiben.
Obwohl das Leid der Majestät
Mir gar so tief zu Herzen geht.
Wie Gott uns führt und läßt geschehn,
Das kann gar oft man nicht verstehn,
Doch denen, die den Heiland lieben,
Muß alles Ding zum Besten dienen,
So will ich auch noch meine Zeit,
Die wir der Herr mein Gott verleiht,
So viel ich kann, dazu benützen
Um Gottes Reich zu unterstützen.
Mein Abendrot ist nicht mehr fern,
Drum bitt ich meinen Gott und Herrn,
Das Himmelsmorgenrot zu sehen.

Grüße an all die lieben Schreiber in der „Gemütliche Ecke" und an Sie, werte Frau Marga,

Christoph Hummel, Dixon, Ill.

Meine liebe sehr geehrte Frau Marga!

Bei meiner Reisebeschreibung war ich bis Köln gekommen, wo die liebe Frau Roß mich so gut aufgenommen hat. Ich mußte aber doch weiter reisen, um wieder hierher zurück nach Amerika zu kommen. Also, nun geht's weiter!

Nach dem herzlichen Abschied von Frau Roß schweiften wir noch einige Stunden in Köln umher. Zuerst besichtigten wir den Dom. Ein wunderbares Gebäude. Diese Architektur! Diese Gnauigkeit in der Arbeit in so großem Maßstabe! Ein Führer brachte uns zur Schatzkammer. Wir sahen mit größter Verwunderung den Reichtum an Gold und Silber an den Särgen, Schreinen und Bischofsstäben und wer weiß was nicht alles von Heiligen und Kardinälen und Bischöfen aufbewahrt war; man kann bei der kurzen Zeit, in der es besichtigt wurde, nicht alles im Gedächtnis behalten. Aber es ist sehr interessant zu sehen. Nachdem wir damit fertig waren, nahmen wir einen Bus— die stehen da schon bereit an der einen Seite des Domes. Die nehmen die Besucher auf und fahren mit ihnen durch ganz Köln und zeigen ihnen die interessanten Plätze und Gebäude. Ein Ausrufer, vorne auf dem Bus, gibt über alles eine Erklärung, in deutscher und in englischer Sprache. Die Rundfahrt dauert wohl eine gute Stunde. Nach dieser Fahrt spazieren wir noch in der Nähe des Doms und des Bahnhofs einige Zeit umher, kauften noch Ansichtspostkarten und kleine Andenken von Köln. Schließlich mahnte der innere Mensch zum Einkehren in ein Restaurant. Der gibt nichts darum, ob man viel gesehen hat. Der will befriedigt sein durch Speise und Trank. Und gerade in der Rheingegend, wo man edlen Wein und eine gute Mahlzeit für einen sehr annehmbaren Preis erhält — d. h. für unser amerikanisches Geld, denn für den Deutschen, der nicht in der Lage ist, wie wir Amerikaner, ist es doch eine große Summe. Nachdem wir uns also wieder gestärkt hatten, gingen wir nach dem Bahnhof und bestiegen den Zug nach Wiesbaden. Von dort ging's nach dem Badeort Oehhausen. Alles war dort eine Pracht, Parkanlagen, Gebäulichkeiten, aber eins fiel mir auf Herz und Gemüt: die bedauernswerten Patienten. Einige liegen auf ihrem Lager, andere werden auf Rollstühlen umhergefahren, wieder andere werden von einer oder auch zwei Personen geführt, konnten aber nur ganz langsam und vorsichtig von der Stelle kommen. Es sind dies alles Leute, die an Gicht und Rheumatismus leiden oder mit kranken Nerven behaftet sind. Ich dachte, freuen können diese Armen sich gewiß nicht, wenn sie neben sich die Besucher mit gesunden Gliedern lustwandeln sehen. Da fiel mir der schöne Denkspruch ein:

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar schöne Sachen,
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
Kann's aber doch nicht machen.

Denn die meisten von ihnen sind reiche oder doch wohlhabende Leute, Um 6 Uhr wurde der Jordansprudel geöffnet. Das ist eine heiße Quelle. Sie wirft ihren Wasserstrahl wohl 110—115 Fuß in die Höhe, fällt dann in ein großes Bassin und fließt ab. Von Wiesbaden fuhren wir nach Münster, Westfalen. Unsere Reise dorthin hatte nur den Zweck, die Schwester eines Freundes hier in Amerika aufzusuchen. Sie war aber mit ihrem Manne ins Bad gereist. Da es gerade um die Mittagszeit war, nahmen wir unsere Zuflucht zu einem Restaurant. Und was meinen Sie? Ich bekam hier zufällig meine Leibspeise, nämlich recht herrliche, gelb aussehende Erbsensuppe, solche, wie ich sie in meiner Rekrutenzeit einmal meinem Leutnant beinahe über den Leib gegossen hatte. Wir verließen Münster, fuhren von dort nach Elberfeld und Barmen, woselbst wir mehrere Tage bei meinem Neffen Quartier nahmen. Auch Elberfeld hat eine herrliche Umgebung, und die Hängebahn hat mich sehr interessiert. Die läuft über die Wupper, das heißt, immer der Länge nach so wie der Fluß seinen Lauf hat. Den schönsten Friedhof für die Gefallenen habe ich in Barmen gefunden. Solche Anlage und solch ein, in größter Ordnung gehaltener Friedhof bringt ein ernstes heiliges Gefühl über Jeden, der noch ein Herz hat. Und was mir besonders gefallen hat, war, daß überhaupt keine Spur von Vorzug zu bemerken war. Ob General oder Korporal oder Gemeiner, die Gräber waren alle mit derselben Dekoration versehen. Einfach, aber eindrucksvoll. Von hier fuhren wir sodann nach Rumbeck bei Oldendorf im Hessischen, woselbst wir eine Woche verweilten, um Land und Leute etwas näher kennen zu lernen. Und dort habe ich mir eine liebe Braut (!?) zugelegt. Und das kam so ganz ohne daß ich darauf ausgegangen war. Diese liebe Frau T. hat eine Gastwirtschaft, einen Laden (Groceriestore) und auch die Post. Also wer einen Brief abschicken oder auch abholen wollte, mußte zu dieser lieben Frau T.. Wer nun zur Post wollte, ging er immer in die Wirtsstube, wo sie gewöhnlich zu finden war. Also ich ging mit meinem lieben Freunde zur Post. Durch ihn wußte ich den Namen der Frau. Als wir eintraten, ging ich gleich auf sie zu und begrüßte sie mit Nennung des Namens. Sie stutzte ein wenig und fragte, woher ich sie kenne. Ich gab zur Antwort, daß es sehr schade wäre, daß sie mich nicht mehr kenne, ich wäre doch schon einmal ihr Bräutigam gewesen. „Was? — Sie, mein Bräutigam?!" Doch weil die liebe Frau Humor besitzt und sehr gut einen Spaß vertragen und auch einen machen kann, so hatte sie die Situation gleich erfaßt und sagte: „Nun, wenn Sie schon 'mal mein Bräutigam waren, so können Sie es auch fernerhin sein." Und somit waren wir Braut und Bräutigam geworden. Und schreiben einander auch heute noch Briefe. Aber — nun bitte ich Sie, liebe Leserinnen, mein vertrauliches Eingeständnis nicht Jedem zu erzählen. „Und werden Sie nicht ungeduldig, denn ich habe noch eine ziemliche Strecke vor mir, bis ich wieder heimkomme. Noch bin ich nicht ganz fertig hier in Deutschland. Wenn ich aber mal erst auf dem Dampfer nach Amerika schwimme, dann habe ich nur romantische Sachen zu berichten, keine Städte und Dörfer zu beschreiben. Aber dann wird's erst schön.

Herzlichen Gruß an alle Leser der „Welt", besonders aber an Sie, liebe Frau Marga!

Henry Laatz, sen., Elmhurst, Ill.

* * *

Meine Reise nach Amerika.

(Schluß.)

Nun waren wir schon zwei Wochen auf Ellis Island (auch „Tränen-Insel" genannt) und hatten noch keine Aussicht, heraus zu kommen. Jeden Tag wurden Einige vor den Richter gerufen. Viele Männer, die ihre Verlobten kommen ließen, mußten nach Ellis Island und dort gleich heiraten. Dann konnten sie ihre Frauen gleich mitnehmen. So wurde auch eine 35jährige Kriegswitwe mit ihrem zwölfjährigen Jungen zum Richter gerufen. Ein Onkel in Texas hatte Beide kommen lassen; er war schon ziemlich alt und Witwer. Nun wurde verlangt, der Onkel solle kommen und sie heiraten, sie dürfe nicht allein bei ihm wohnen. Sie wollte das nicht, so mußte sie wieder die Reise zurück machen — mit vielen Andern, es war eine Rheinländerin. Wir sahen von unserer Halle aus das Schiff wegfahren, sahen auch, wie ihr Junge jämmerlich weinte.

Endlich kam auch ich an die Reihe. Ich wurde in einen Gerichtssaal mit Zuschauerbänken geführt. Etwa 10 bis 12 Herren saßen um einen langen Tisch. Es wurde kreuz und quer gefragt: Ob ich Verwandte in Deutschland hätte, zu denen ich gehen könnte, was ich dort gehabt, ob ich hier heiraten wolle, was ich hier zu tun gedächte etc. Ich sagte: „Unter keinen Umständen kann ich wieder retour. Ich habe Haus

und Geschäft verkauft, meine Verwandten können mich nicht haben. Zum Heiraten bin ich nicht ausgewandert. Ich bin gesund und kräftig und kann arbeiten. Meine Tochter will ich hier in die Schule schicken." Der Richter, der mit mir sprach, verdolmetschte dies den Andern. Nach einer Weile sagte er mir dann: Sie können hierbleiben, müssen aber noch so lange warten, bis die Bürgschaftspapiere einlaufen. Ich dankte ihnen und ging voller Freude mit meiner Tochter hinaus. Wir mußten noch 8 Tage aushalten, aber die gingen auch vorüber, wußten wir doch, daß wir in diesem Lande bleiben konnten. Eines Morgens wurde dann mein Name gerufen und „mit Gepäck!" Wie wir da aber nach unseren Handkoffern gelaufen sind! Wie wurden wir beneidet! Dann sprach noch ein Agent vom Norddeutschen Lloyd mit mir, der wußte, daß ich keinen Cent mehr in der Tasche hatte. Wenn ich die Nummern der Banknoten aufgeschrieben hätte, würde ich das ganze Geld — 38 Dollar — ausgezahlt bekommen haben. Er schenkte mir 5 Dollar, daß ich mir Lebensmittel kaufen konnte für die 28 Stunden lange Fahrt mit der Bahn, die wir noch vor uns hatten. Früh um 3 Uhr wurden wir dann abgeholt in H. In dem Hause blieb ich aber nur ein paar Wochen. Landsleute besorgten mir dann eine bessere Stelle, wo ich heute noch bin. Meine Tochter war bis zur Konfirmation bei mir, dann fanden wir eine gute Stelle, wo sie jetzt schon bald 5 Jahre ist. Sie hat die Hochschule 4 Jahre besuchen dürfen. Alles in Allem geht es uns sehr gut. Dieses Land ist nun unsere zweite Heimat geworden. So ist meine Reise — trotz schlechtem Anfang — doch noch glücklich ausgegangen.

Eine Leserin der „Welt" E. N.

* * *

Liebe Frau Marga!

In einer der letzten Nummern las ich einen sehr interessanten Brief von Frau Emilie, Okla., in welchem sie sagt, daß sie eine Menge deutscher Bücher zu lesen habe. Auch ich bin eine deutsche Frau, 71 Jahre alt. Ich habe noch mein Heim, und trotzdem meine Gesundheit nicht sehr gut ist, tue ich noch viel Arbeit. Ich arbeite in meinem Garten im Sommer, nähe auch viel für meine Großkinder neben der Hausarbeit. Ich habe wenig Deutsches zu lesen und weiß nicht, woher ich etwas bekommen könnte. Würde Frau Emilie mir einige ihrer Bücher leihen oder verkaufen? Bitte um Mitteilung! Ich wünschte, wir wären einander näher, so daß wir uns besuchen könnten. Hier sind keine anderen Deutschen außer meiner Familie. Ich habe hier zwei Töchter, aber beide schreiben und lesen kein Deutsch. Manchmal fühle ich mich deshalb sehr einsam. Ich liebe alles zu lesen, was auf den Frauenseiten der Welt steht und erfreue mich daran.

Mit den besten Wünschen und Grüßen an alle Leserinnen

Frau Emma Hagelstein, Paint Rock, Texas.

Darf ich auf ein Briefchen hoffen?

* * *

Liebe Frau Marga!

Ich bin seit über einem Jahr Leserin der „Welt". Ich finde das Blatt sehr zufriedenstellend. Nun möchte ich die lieben Leserinnen bitten, wenn jemand Sammetreste oder sonst etwas abzugeben hätte, es mir zu schicken. Ich würde gerne das Porto bezahlen. Ich bin 75 Jahre alt und kann nicht mehr viel arbeiten. Alles, was sich für Decken zusammenzustückeln eignet, wäre willkommen.

Im Voraus dankend

Frau Mathilde Wiedemann, Flatonia, Tex.

* * *

Sehr geehrte Frau Marga!

Durch die Freundlichkeit des Herrn Laatz wurde mir das Blatt „Die Welt" zugesandt. Ich finde darin die Reisebeschreibung des Herrn Laatz und danke Ihnen vielmals, daß Sie den Artikel aufgenommen haben, und daß auch mein Name genannt wurde. Es ist mir eine große Freude, daß es Herrn L. so gut bei uns gefallen hat und daß er Köln und mein Haus in guter Erinnerung behielt. Es ist ja eigentlich ganz selbstverständlich, daß man seine Gäste gut bedient; freuen aber tut es einen dann doppelt, wenn man sieht, daß es den Gästen gefallen hat.

Ich habe auch mit großem Interesse den übrigen Inhalt des Blattes gelesen, hätte garnicht geglaubt, daß drüben in Amerika eine so schöne, inhaltreiche deutsche Zeitschrift existiert. Es muß für diejenigen Amerikaner, die nicht gerade verhaßt auf das frühere Vaterland sind, doch eine angenehme Abwechslung sein, ein deutsch geschriebenes Blatt lesen zu können und so in etwas verbunden mit der Heimat zu sein.

Also nochmals herzlichen Dank und viele Grüße!

Ihre ergebene Elisabeth Roß,
Köln, Deutschland.

* * *

Werte Frau Marga!

Auch ich bin eine Leserin der „Welt". Es hat mich sehr gefreut, zu lesen, wie Sie für die alten Leute gesprochen haben, und wie man sie behandeln sollte. Ich habe Euch zum Dank einen Kuß gegeben. Ach, meine Kinder behandeln mich nicht so, vor allem nicht die Schwiegerkinder.

Dann habe ich auch von den Papierblankets gelesen und möchte sagen, daß sie sehr gut sind. Mein Mann hatte früher einmal die Lungenentzündung und konnte nie in Schweiß kommen. Wir nahmen ein Wollblanket — die Frau des Doktors half mir dabei, taten braunes Papier dazwischen und haben es von beiden Seiten mit langen Stichen zusammen genäht. Das Papier darf nicht zerrissen werden, es muß so groß sein wie das Blanket. Ich habe es im Store hardweise gekauft. Wir legten noch andere Decken darüber. Damit konnte ich meinen Mann zum Schwitzen bringen; er kam gut durch. Für den Durst bekam er Wassermelonensamenwasser zu trinken (Kürbissamen ist auch gut). Man tut den Samen in eine Tasse mit heißem Wasser und stellt es auf den Ofen. Jederzeit zu trinken. Das bricht das Fieber. Hoffe auf guten Erfolg!

Louise, Wisconsin.

Briefkasten der Frau Marga.

Alle Zuschriften und Anfragen für diese Frauenabteilung sind zu richten an „Frau Marga, „Die Welt", P. O. Box 1163, Portland, Oregon. Namen und Adresse der Absender bitte, beizufügen. Dieselben werden nicht veröffentlicht, sondern bleiben Geheimnis der Redaktrice.

Briefkasten der Frau Marga.

Frau Louise. — Haben Sie schönen Dank für die Beschreibung, wie Sie das Papier-Blanket herstellten, das sich so nützlich in der Krankheit Ihres Mannes erwies. Es wird Vielen von Nutzen werden. — Das ist eine traurige Sache, die Sie mir erzählen. Wenn ein Verbrechen geschehen ist, so sollten die Schuldigen unbedingt bestraft werden. Natürlich, das bringt den Sohn und Vater nicht mehr ins Leben zurück. Was die Erbschaft anbetrifft, so meine ich, daß Sie mit Ihrer Ansicht im Rechte sind. Das würde aber nichts nützen, wenn ich Ihnen das in englischer Sprache schreiben würde. Daran dürften die Betreffenden sich nicht kehren. Das Einzige, was Sie tun können, ist, sich mit einem deutschen Rechtsanwalt in Verbindung zu setzen, der Ihnen dann sagen wird, wie da nach dem Buchstaben des Gesetzes verfahren wird. Ich kenne keinen in Ihrer Gegend, kann Ihnen daher auch niemand empfehlen. Es freut mich,

daß Ihnen meine damalige Plauderei so gut gefallen hat. Lassen Sie wieder von sich hören!

Frau A. N. — Sie arme Frau, sind da arg getäuscht worden. Ich kann mir denken, wie Ihnen zu Mute ist. Gern will ich an dieser Stelle anfragen, ob jemand eine Stelle wüßte für eine Frau von 59 Jahren für ein gutes Heim und ein kleines Gehalt, will gerne Ihre Adresse vermitteln, wenn ich ein Angebot bekomme. Sie tun mir von Herzen leid. Da können Sie natürlich nicht bleiben. Hoffentlich findet sich bald etwas. Nur Mut! Der alte Gott lebt noch.

L. K. — Ja, das war ein Schreck. Gott sei Dank, daß nun alles vorüber und Ihr kleines Töchterchen sich auf dem Wege der Besserung befindet. Langsam geht es, ja, viel zu langsam für das Kind und Sie selber. Gern gebe ich Ihnen eine Anweisung, was Sie tun sollten, wenn etwas Aehnliches wieder vorkommen sollte, was hoffentlich nicht der Fall sein wird — bis zur Ankunft des Arztes. Es dürfte anderen Müttern ebenfalls willkommen sein, denn bei kleinen Kindern muß man auf alles gefaßt sein. Also, wenn sich solch eine Verbrennung oder Verbrühung ereignet hat, schabt man gewöhnliche Hausseife, macht mit Wasser einen Brei davon, streicht ihn dick auf Leinwand und bedeckt die Brandwunde damit. Der Schmerz wird sehr bald nachlassen; kommt er wieder, wird der Verband vorsichtig erneuert. Zeitig angewendet, verhindert dieses einfache Mittel auch die Blasenziehung. Ist die Verbrennung tiefer, ist ein großer Teil des Hautgewebes zerstört, so setzt man der Seife etwas Arnikatinktur, die in keinem Hause fehlen sollte, zu.

Lena. — Das ist sehr traurig. Wenn doch Jeder und Jede immer daran denken möchte, daß Schweigen — Gold ist. Ein gesprochenes Wort läßt sich kaum wieder zurücknehmen. Versuchen Sie es immerhin, wenn's auch schwer fällt. Es ist das Einzige, was ich Ihnen raten kann. Hoffentlich ist dann die Demütigung, die Sie sich dadurch selbst auferlegen, die einzige Strafe, und die Uebereilung läßt sich doch noch gut machen.

Ein Wort war's nur —
Es tickte leis' die Uhr
Und nahm es mit
In ihrem hast'gen Schritt
Sie nahm es mit —
Das Schweigen schnitt
Ihr Schlag so schwer und bang,
Und leise rann
Die Träne und versiegt,
Von ihrem Gang gewiegt,
Fort tickt das Wort
Für alle Zeit.
Von Ort zu Ort
Hör' ich's noch weit;
Ein unbedachtes Wort —
Und Lieb' und Achtung fort!

Ein gutes Geschäft.

Pierre schnallte seinen Gürtel enger und ging weiter. Die Auslage des Delikatessengeschäfts brachte ihm nur das leere Gefühl im Magen stärker zum Bewußtsein.

Vor einem Musikaliengeschäft blieb er wieder stehen. Das schadete weniger. Er betrachtete sich die im Schaufenster hängenden Geigen und andere Instrumente. Und dann erinnerte er sich, daß er doch schon mal in diesem Geschäft irgend etwas geholt hatte. Langsam wurde es ihm klar: Ja, damals, als Paul noch sein Freund war. Der hatte ihn mal hineingeschickt eine A-Seite zu holen. Mit einer falschen Fünf-Frank-Note. Pierre mußte sich jetzt, da ihm die Sache wieder einfiel, wundern, daß er sich von Paul so hereinlegen ließ, noch dazu mit einer so schlechten Fälschung. Natürlich sah es der Verkäufer sofort und holte den Besitzer des Geschäfts herbei. Dieser kam aus einem dem Laden angeschlossenen Raume, dessen Inneres durch eine Tür mit matten Glasscheiben den Blicken der Kunden verborgen blieb. In der Mitte der Tür befand sich ein kleines Emailleschild mit der Aufschrift: Kontor. Merkwürdig, wie sich Pierre jetzt sogar an diese kleinen Einzelheiten erinnerte. — In dieser Geschichte damals konnte man ihm nichts nachweisen und entließ ihn nach vier Wochen zu Unrecht erlittener Untersuchungshaft. —

Er stand wie geistesabwesend vor dem Schaufenster und stierte hinein. Fünf Minuten — zehn Minuten. Dann plötzlich kam Bewegung in ihn, und er betrat den Laden.

Der junge Verkäufer sah auf den Kunden. „Sie wünschen, mein Herr?"

„Ich möchte gern eine Violine", sagte Pierre.

„In welcher Preislage sollte sie sein?"

„Mehr als 200 Franken möchte ich nicht ausgeben."

„Sehr wohl! Diese hier zum Beispiel — sehr schöner Ton — kostet 150. Oder diese hier, sie ist eine genaue Nachahmung der berühmten Stradivarius — kostet 180."

Der Verkäufer hatte Pierre mehrere Geigen vorgelegt. Pierre war trotz seines hungrigen Magens elegant gekleidet und wirkte wie ein vermögender Kunde.

„Was haben Sie denn dort für eine hängen?" Pierre wies auf eine Geige.

„Diese kostet 250 Franken."

„Dürfte ich sie mal näher ansehen?"

„Gewiß!" Der Verkäufer reichte Pierre die von ihm bezeichnete Violine, der sie wie ein Kenner betrachtete, abklopfte, an den Saiten zupfte und dann an die Ohren hielt.

„Gerade diese hier würde mir gefallen. 250 sagen Sie?"

„Ja, 250!"

„Hm, könnten Sie nicht etwas am Preise nachlassen?"

„Nein, mein Herr! Wir haben hier feste Preise."

„Vielleicht wenn ich mit Ihrem Chef ein wenig reden würde....?"

„Herr Allard geht grundsätzlich von den festgesetzten Preisen nicht mehr herunter."

„Aber Sie könnten mich immerhin mal den Versuch machen lassen....?"

Der Verkäufer lächelte: „Versuchen können Sie es, aber Sie werden sehen...."

Pierre ging auf die mit Kontor bezeichnete Tür zu.

Unsere Schnittmuster.

6911 — Mantel für Mädchen im Alter von 16, 18 und 20 Jahren. Größe 18 braucht 3½ Yards 54zölliges Material. Ohne Cape sind 2⅞ Yards Stoff erforderlich. Zum Füttern des Mantels sind 3¼ Yards 39zölliges Material nötig. Zum Füttern des Capes sind 1½ Yards Stoff nötig.

6977 — Kleid in Größe 38 bis 52 Zoll Brustmaß. Größe 46 braucht 5½ Yards 32zölliges Material. Zum Kontrast ist ½ Yard 32zölliges Material erforderlich.

6980 — Kleid für Mädchen im von 12, 14, 16 und 18 Jahren. Größe 16 braucht 3½ Yards 39zölliges Material. Schärpe und Schleife benötigen 3 Yards Band.

6969 — Kleid in Größe 34—42 Zoll Brustmaß. Größe 38 braucht 5¼ Yards 39zölliges Material. Die Weste benötigt 1-3 Yard 23zölliges Material. Zum Einfassen des Kleides sind 5 Yards 1½zöllige Schrägstreifen erforderlich.

6973 — Kleid in Größe 34—44 Zoll Brustmaß. Größe 38 braucht 5¼ Yards 39zölliges Material. Zum Kontrast sind ¾ Yard 39zölliges Material erforderlich.

6988 — Kleid für kleine Mädchen im Alter von 1 Jahr, 2, 3, 4 und 5 Jahren. Größe 4 braucht 7⅞ Yards 39zölliges Material.

6387 — Anzug für Knaben im Alter von 2, 4 und 6 Jahren. Größe 4 braucht 1⅝ Yards 40zölliges Material und ¼ Yard Stoff zum Besatz.

6982 — Kleid für Mädchen im Alter von 8, 10, 12 und 14 Jahren. Größe 12 braucht 2½ Yards 39zölliges Material und ¼ Yard 39zölliges Material zum Besatz.

6989 — Kleid für Mädchen im Alter von 2, 3, 4 und 5 Jahren. Größe 4 braucht 3⅝ Yards 35zölliges Material und ¼ Yard Stoff zum Besatz.

Der Verkäufer reichte ihm die Geige, und Pierre betrat mit ihr das Kontor des Inhabers. Herr Allard blickte nach der Tür, an der Pierre stehen blieb: „Sie wünschen?"

Pierre trat näher und begann mit etwas gedämpfter Stimme: „Herr Allard, die Not zwingt mich, meine mir teuer gewordene Violine zu verkaufen. Ich habe schon mit Ihrem Verkäufer gesprochen, aber er will mir nur 120 Franken dafür geben. So kann ich sie nicht hergeben, Herr Allard!"

Herr Allard sah auf Pierre und von Pierre auf die Geige.

„Na, lassen Sie mal sehen, junger Mann."

Herr Allard besah die Geige genau. „Wissen Sie was, junger Mann, ich gebe Ihnen dafür 140 Franken, aber mehr auf keinen Fall; nun, wie ist's"

„Nun, ich denke: 140 Franken sind besser als 120," sagte Pierre, „ich hatte mir zwar vorge-

6971 — Kleid in Größe 34—4[illegible] Zoll Brustmaß. Größe 38 braucht 6¼ Yard 39zölliges Material. Für Kontrast benötigt man ¾ Yard [illegible]zölliges Material.

6755 — Kleid für Mädchen im Alter von 8, 10, 12 und 14 Jahren. Größe 12 braucht 2⅞ Yards 35zölliges Material und ⅝ Yard 35zölliges Material für Kragen und Manschetten.

6425 — Anzug für Knaben im Alter von 2, 3, 4 und 5 Jahren. Größe 4 braucht 2¼ Yards 40zölliges Material. Die Hosen aus anderem Stoff benötigen 1 Yard 40zölliges Material und die Bluse 1¼ Yard Stoff.

6087 — Kleid für starke Frauen in Größe 38—54 Zoll Brustmaß. Größe 42 braucht 4⅞ Yard 36zölliges Material und ⅝ Yard Stoff zum Besatz. Der Rock mißt 2 Yards am Saum.

6965 — Mantel in Größe 34—42 Zoll Brustmaß. Der Mantel benötigt 5⅛ Yards 39zölliges Material. Ohne Cape sind 4⅜ Yards Stoff erforderlich. Zum Füttern des Mantels sind 4¼ Yards 39zölliges Material erforderlich.

6986 — Kleid für Mädchen im Alter von 4, 6, 8 und 10 Jahren. Größe 10 braucht 2 Yards 39zölliges Material. Mit Ärmeln gemacht ist 3¼ Yards Stoff nötig.

6979 — Slip in vier Größen: — klein, 34—36; mittel, 38—40; groß, 42—44; extra-groß, 46—48 Zoll Brustmaß. Die mittlere Größe braucht 2½ Yards 39zölliges Material. Zum Garnieren sind 3½ Yards Spitze erforderlich.

6984 — Kleid für Mädchen im Alter von 6, 8, 10 und 12 Jahren. Größe 8 braucht 2½ Yards 39zölliges Material. Die Bluse aus abstechendem Material benötigt 1⅛ Yards Stoff.

6714 — Kleid in Größe 34—42 Zoll Brustmaß. Die mittlere Größe braucht 4¼ Yards 39zölliges Material. Das Kleid mißt 2⅛ Yards am Saum.

Neues Modebuch.

Senden Sie 18c in Silber oder Briefmarken für unser neuestes Frühjahr 1931 Modebuch, mit 16 Seiten farbiger Abbildungen und Entwürfen von Frauen, Mädchen und Kinder Schnittmustern, sowie wertvolle Angaben für die Schneiderin zu Hause.

„Die Welt", Winona, Minn.

nommen, sie nicht unter 150 herzugeben, aber was will man machen, wenn man Geld braucht."

Herr Allard entnahm seiner Schreibtischlade 140 Franken und gab sie Pierre, der das Geld einsteckte, „Danke" sagte und das Kontor verließ. Im Laden stand der Verkäufer und blickte fragend auf Pierre.

„Um zehn Franken ist er herunter gegangen; ich will schnell nach Hause und noch mehr Geld holen, bevor er es bereut." Damit lief Pierre aus dem Laden, rief auf der Straße eine Autodroschke herbei, stieg ein und verschwand. Herr Allard aber rieb sich die Hände, denn sein Kennerblick hatte ihm sofort verraten, daß an dieser Geige 100 Franken zu verdienen waren.

Bestellzettel.

NATIONAL WEEKLIES, Inc.,
Winona, Minn.
PATTERN DEPARTMENT

Bitte nachstehenden Bestellzettel auszufüllen und an uns mit 18 Cents einzusenden.

Nummer..... Brustweite.....

Taillenweite..... Alter des Kindes.....

Name des Bestellers.....

Wohnort .....

Staat .....

Humoristisches

Das Ungeheuer.

Was, Sie Ungeheuer! Was wollen Sie von meiner Vergangenheit wissen?

Nur, daß Sie 50 Jahre alt sind.

Tragische Metamorphose.

Philosoph (vor einem Schweinemetzgerladen): „Tragisch, sehr tragisch: Gestern noch befanden sich die Gedärme im Schweine und heute schon befindet sich das Schwein in den Gedärmen!"

Der verdorbene Vormittag.

„Na, Fritzchen wie gefällt es dir denn in der Schule?"

„Ganz gut, Tante — nur schade, daß man sich immer den ganzen Vormittag damit verdirbt."

Liebe.

Du liebst mich nicht mehr.

Nanu, Liebling, wie kommst du denn darauf?

Du kannst unmöglich eine Frau mit solch alten Kleidern lieben, wie ich sie habe.

Der kurze Fuß.

„Nun, wie geht es Ihnen mit Ihrer Likörfabrik?"

„Danke ausgezeichnet; bei dem großen Absatz, den ich habe, muß ja die Fabrik florieren."

Die Fama.

Die Fama ist ein weiblicher Gerichtsvollzieher; sie pfändet den guten Ruf und drückt das Siegel der Verschwiegenheit darauf.

Paradox.

Mama, gib mir bitte ein Stück Kuchen, damit ich meinen Kaffee nicht so trocken trinken muß.

Gute Ausrede.

„Wie Sie essen Fleisch? Ich denke, Sie sind strenger Vegetarianer?"

„Bin ich auch; aber heut' habe ich meinen.... Fasttag!"

Der Geradehalter

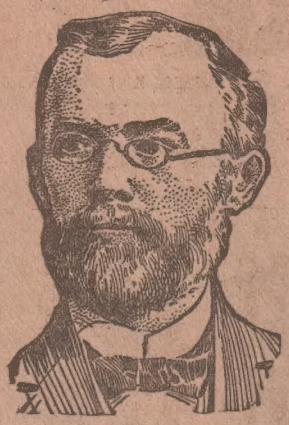
„Wollten Sie nicht für Ihren Sohn einen Geradehalter kaufen?"

„Ja, das ist aber unnötig geworden. Wir lassen ihn jetzt statt der Brille einen Kneifer tragen, und nun geht er kerzengrade!"

Rheumatism

Ich bitte jeden Leser

dieser Zeitschrift, der mit **rheumatischem Fieber, Muskelschmerzen und -leiden, Nervenschmerz oder Gicht** behaftet ist, mir zu schreiben, Name und Adresse anzugeben, so daß ich jedem eine **Ein Dollar Probe Flasche** meines Rheumatismus-Heilmittels senden kann. Ich möchte Rheumatismus-Leidende auf meine Kosten überzeugen, was **Kuhn's rheumatisches Fiebermittel** tun wird. Ich bin fest überzeugt und ich will, daß Rheumatismus-Leidende dies wissen und sicher sind, bevor sie mir einen Cent Profit geben.



Versucht nicht, Rheumatismus durch die Füße oder Haut mit Pflaster oder durch kniffige metallische Erfindungen auszuschwitzen. Versucht nicht, ihn durch flüssige Salben, Elektrizität oder Magnetismus wegzubekommen. Versucht nicht, ihn durch Suggestion hinwegzuzaubern. Ihr müßt ihn austreiben, er ist im Blut und Ihr müßt dahinterher gehen.

Das ist es eben, wovon ich überzeugt bin, daß es Kuhn's Heilmittel tun wird, und daher sollte es **rheumatisches Fieber, Muskelschmerzen** und **-leiden, Nervenschmerz** oder **Gicht** lindern. Der Rheumatismus muß weg, wenn Sie von Schmerzen und Leiden befreit sein wollen. Mein Mittel heilt den scharfen, stechenden Schmerz, die dumpfschmerzenden Muskeln, die heißen geschwollenen Glieder und Gelenke.

Ich will Euch dieses beweisen!

Wenn Ihr es mir nur gestatten wollt. Ich kann vieles in **einer Woche** beweisen, sobald Ihr der folgenden Offerte gemäß an meine Firma **um eine Dollar-Flasche** schreibt. Es bleibt sich gleich, wie lange Ihr an diesen rheumatischen Zuständen gelitten habt. Es bleibt sich gleich, was für ein Mittel Ihr bisher angewandt habt. So lange Ihr meines nicht benutzt habt, wißt Ihr nicht, was mein Mittel vermag. **Leset unsere Offerte untenstehend und schreibt uns sofort um eine Dollar-Probe-Flasche.**

E. B. Kuhn

Reguläre $1.00 Flasche für 25 Cents.

Wir wollen, daß Sie **Kuhn's rheumatisches Fiebermittel für rheumatisches Fieber, Muskelschmerzen und -leiden, Nervenschmerz oder Gicht** probieren, um selbst auszufinden, wie dies Tausend getan haben, daß Rheumatismus gelindert werden kann, und wir wollen keinen Profit an der Probe. Eine gerechte Prüfung ist alles, was wir verlangen. Wenn Sie finden, daß es Ihren Zustand **lindert**, bestellen Sie mehr, um Ihre Behandlung fortzusetzen und geben uns dadurch einen Profit. Wenn es Ihnen nicht **hilft**, ist die Sache erledigt. Wir schicken kein kleines Probe Fläschchen, das nur einen Fingerhut voll enthält und keinen praktischen Wert hat, sondern **eine Flasche voller Größe**, die in der Apotheke gewöhnlich $1.00 die Flasche kostet. Diese Flasche ist schwer und wir müssen Onkel Sam für den Transport bis an Ihre Tür, bezahlen. **Sie müssen uns 25 Cents schicken** für Porto, Versandschachtel und Verpackung, und dann wird diese volle Größe Ein Dollar Flasche prompt verschickt, alles vorausbezahlt. **Beim Empfang oder später ist nichts zu bezahlen.**

KuhnRemedyCo., Chicago, Ill.

Dept. D. X., 1855 Milwaukee Ave..

Beendigen Sie Ihre Krankheit

Schreiben Sie heute noch um das umfangreiche

Pfarrer Heumann Buch für Gesunde und Kranke

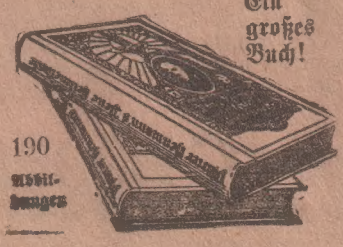
Umsonst!

Mehr als 6,000,000 Menschen haben um dieses kostenlose Buch geschrieben. Infolge der riesigen Nachfrage mußte es in 12 verschiedene Sprachen übersetzt werden. Pfarrer Heumann beschreibt in diesem umfangreichen, mit 190 Abbildungen versehenem Buche außerordentlich interessant, wie Sie Ihre Gesundheit erhalten und sich mit den einfachsten Mitteln oft von den hartnäckigsten Krankheiten befreien können. Es enthält unter anderem eine genaue Beschreibung nachstehend aufgeführter Leiden unter Angabe der wirksamsten Rezepte.

Weit über 175,000 Dankschreiben sind eingelaufen! Lesen Sie nur eines dieser überwältigenden Masse von Dankschreiben. Mrs. H. W., Covington, Okla., schreibt: „Pfarrer Heumann's Buch ist ein Gottessegen. Wenn ich dieses Buch nicht gehabt hätte, wäre ich schon längst unter der Erde."

Arterienverkalkung
Altersbeschwerden
Asthma
Atembeschwerden
Verstopfung
Systemreinigung
Darmreinigung
Blasen- und Nierenleiden
Gallen- und Leberleiden
Gicht und Rheumatismus
Hämorrhoiden
Nervenleiden
Nervosität
Erregungszustände
Wassersucht
Magen- und Darmleiden
Offene Füße
Schlecht heilende Wunden
Krampfadern
Flechten
Hautkrankheiten
Ausschläge, Krätze
Erkältungskrankheiten
Husten, Schnupfen, Heiserkeit
Bronchialkatarrh, Verschleimung, Grippe und ähnliches
Blutarmut und Bleichsucht
Allgemeine Körperschwäche
Brüche (Unterleibsbrüche)

Auch Sie sollen dieses wertvolle Buch besitzen. Wir schenken es Ihnen! Wir bezahlen selbst das Porto und es besteht für Sie nicht die geringste Verpflichtung irgend etwas zu kaufen. Legen Sie dieses seltene Angebot nicht erst zur Seite, sondern senden Sie sofort nebenstehenden Kupon an **L. Heumann & Co., 34 East 12. Str., New York City.**



190 Abbildungen

Ein großes Buch!

KUPON No. 49 G. K.
An L. Heumann & Co., inc.
34 East 12th Street, New York, N. Y.

Senden Sie mir „Pfarrer Heumann's Buch für Gesunde und Kranke" umsonst und ohne spätere Verpflichtung.

.....

.....

.....